

BEWEGUNG IM FREIRAUM

ZUKUNFTSRAUM STATT REKONSTRUKTION

DAS IST EIN ROBUSTER ORT

KLIMASTADT BERLIN 2030/2040

WELTFESTSPIELE 1973

BERLIN ALEXANDERPLATZ

H#9
HENSELMANN · 2023—1
BEITRÄGE ZUR STADTPOLITIK

BERLIN · OFFENE MITTE

FREIRAUM UNTERM FERNSEHTUM

RATHAUSFORUM · ALLES ANDERS PLATZ

VERWEILORT UND FLUCHTPUNKT

AKTION STADTRAUM

HENSELMANN #9 BEITRÄGE ZUR STADTPOLITIK AUSGABE 2023 — 1	
AKTION STADTRAUM	
EDITORIAL KATRIN LOMPSCHER	2
WELTFESTSPIELE 1973 ARCHIVBILDER MATTHIAS SCHINDLER / ND-FOTOARCHIV	2-15 · 18-30 · 31
SHOWDOWN AM FERNSEHTURM MATTHIAS GRÜNZIG	
ZUKUNFTSRAUM STATT REKONSTRUKTION JÜRGEN TIETZ	6-7
RATHAUS UND MARX-ENGELS-FORUM EVA STOKMAN · FRANK SADINA	8-9
DENKMAL IM GRÜNEN THOMAS FLIERL	10
KLIMASTADT BERLIN 2030/2040 IM HERZEN BERLINS THERESA KEILHACKER	11-12
KUNST UNTERM FERNSEHTURM UTE MÜLLER-TISCHLER	13-14
MITTELTEIL — FARBTEIL	
KUNST UNTERM FERNSEHTURM VISUALISIERUNGEN RATHAUS UND MARX-ENGELS-FORUM VISUALISIERUNGEN	15
SIEGERENTWURF RMP · STEPHAN LENZEN LANDSCHAFTSARCHITEKTEN	16-17
WELTFESTSPIELE 1973 ANNONCE · FREIE WELT KLIMASTADT BERLIN 2030/2040 VISUALISIERUNGEN	18
KEIN KLARES BILD · ABER EIN SCHÖNES PUZZLE KATHRIN GERLOF · GISELA ZIMMER	
UND DANN WURDE DER ALEXANDERPLATZ GEFEGT TOM STROHSCHNEIDER	21-22
DAS IST EIN ROBUSTER ORT INTERVIEW MIT RICARDA PÄTZOLD KG	23-24
DAS LETZTE STÜCK MITTELALTER INTERVIEW MIT CORINNA ZISSELBERGER KG	25
WIR SIND DAFÜR DA, GEFAHREN ZU VERHINDERN MICHAEL BEHRENDT GZ-KG	26
UMKÄMPFTE MITTE CAROLA BLUHM	27
DIE BERLINER MITTE MORGEN KATRIN LOMPSCHER	28
BREITE STRASSEN KEINE LIEBE? MATTHIAS SCHINDLER	29
WAS VON DER SCHWARZ-ROTEN KOALITION FÜR DIE STADTENTWICKLUNG UND DIE BERLINER MITTE ZU ERWARTEN IST KATRIN LOMPSCHER	30
HHS INTERN PROJEKTE · PUBLIKATIONEN · VERANSTALTUNGEN	31

HENSELMANN · BEITRÄGE ZUR STADTPOLITIK
WIRD VON DER HERMANN-HENSELMANN-STIFTUNG
IN KOOPERATION MIT DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG HERAUSGEGEBEN
AKTUELLE AUSGABE (H#9) MIT FREUNDLICHER UNTERSTÜTZUNG
DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG

DAS PDF DIESES JOURNALS H#9 KANN AUF DER WEBSITE DER HERMANN-
HENSELMANN-STIFTUNG KOSTENLOS HERUNTERGELADEN WERDEN
[[HTTPS://BIT.LY/46S104F](https://bit.ly/46s104f)] INKL. BILD-NACHWEIS [[HTTPS://BIT.LY/3P246FZ](https://bit.ly/3p246fz)]
V.I.S.d.P.: KATRIN LOMPSCHER — REDAKTION: KATHRIN GERLOF — 27.07.2023
GESTALTUNG: DIETER FESEKE UMBRA+DDR — VISUELLE KOMMUNIKATION
DRUCK: EU STANDARTU

H #9
HENSELMANN · 2023 — 1
BEITRÄGE ZUR STADTPOLITIK

EDITORIAL KATRIN LOMPSCHER

Schon wieder ein Henselmann-Journal zur Berliner Mitte? Aufmerksame Begleiter* innen unserer Stiftung werden sich erinnern. Im Sommer 2021 erschien das Journal H#5 «STADTFORUM MITTE – DER FREIRAUM UNTERM BERLINER FERNSEHTURM». Anlass war seinerzeit der Start des Wettbewerbs für dessen Umgestaltung. Endlich. Bereits 2016 hatte das Abgeordnetenhaus die Leitlinien für die Berliner Mitte beschlossen. Es brauchte danach noch erhebliche Zeit, um die Wettbewerbsanforderungen festzulegen und mit den vielen Beteiligten abzustimmen. Insbesondere die Sicherung der für die Umsetzung eines ersten Bauabschnittes notwendigen finanziellen Mittel war schwierig und langwierig. Uns und unseren Mitstreiter*innen war es zu diesem Zeitpunkt wichtig, nochmals auf die Qualitäten und Defizite dieses besonderen Ortes hinzuweisen und damit auch auf den Wettbewerb einzuwirken. Heute, zwei Jahre später, wird aus dem Entwurf des Wettbewerbssiegers eine Planung zur Umsetzung erarbeitet. Die Stadt hat seit dem Frühjahr 2023 einen neuen Senat, der sich zur Zukunft des Freiraums lieber nicht äußert, anstatt die bekannten unterschiedlichen Sichtweisen erneut öffentlich auszutauschen. Es besteht die nicht unbegründete Sorge, dass Planung und Bau im Freiraum im Verborgenen hintertrieben werden. Dem wollen wir auch mit diesem Journal offensiv begegnen. Und wir wollen den Blick auf die Nutzungen, Qualitäten und Zukunftsaufgaben des Gesamtareals lenken, zu dem natürlich auch der Alexanderplatz gehört. Für Berliner*innen und Tourist*innen sind die Grenzen eh fließend. Last but not least widmen wir uns dem 50-jährigen Jubiläum eines Großereignisses, zu dessen Beginn der Alexanderplatz und der öffentliche Raum zwischen Bahnhof Alexanderplatz und Spree fertig gebaut waren. Hier spielte die Musik bei den «Weltfestspielen der Jugend und Studenten» im Sommer 1973. Urlaub von der DDR – so eine Zeitzeugin – und ein Treffen Zehntausender im Zentrum Ostberlins. Das war mit Sicherheit der Beginn einer besonderen Freundschaft vieler Menschen mit dieser Offenen Mitte.

WELTFESTSPIELE 1973 — Die abgebildeten Fotos in dieser Ausgabe verdanken wir Dr. Matthias Schindler, der sich großer Teile des alten Fotoarchivs der damaligen Tageszeitung «Neues Deutschland» angenommen hat. Die Abzüge lagern am Franz-Mehring-Platz 1 in einem großen Raum, in alten Metallschränken und ordentlich thematisch sortiert in Hängeregistern. Ein wahrer Schatz, der gehoben werden sollte, was allerdings personeller und finanzieller Mittel bedarf.



SHOWDOWN AM FERNSEHTURM

MATTHIAS GRÜNZIG

Die Zukunft des Freiraums am Fernsehturm mit dem Rathausforum und dem Marx-Engels-Forum schien bis vor kurzem klar zu sein. 2021 hatte ein freiraumplanerischer Realisierungswettbewerb für eine klimaresiliente Umgestaltung des Gebietes stattgefunden, den das Büro RMP Stephan Lenzen Landschaftsarchitekten für sich entscheiden konnte. Der Entwurf wurde von Politikern der damaligen Senatsparteien SPD, Bündnis 90/Die Grünen und Die Linke einmütig gelobt. Folgerichtig wurde die Realisierung dieses Siegerentwurfs auch im rot-grün-roten Koalitionsvertrag von 2021 festgeschrieben.

Im Mai 2022 wurde ein Vertrag mit dem Büro RMP Stephan Lenzen Landschaftsarchitekten abgeschlossen, 2024 sollte die Umsetzung des Entwurfs beginnen. — Doch mit der Bildung der neuen Koalition aus CDU und SPD ist diese Erfolgsgeschichte gefährdet. Denn nun ist mit der CDU eine Partei an der Regierung, die sich bisher immer für eine Bebauung des Freiraums ausgesprochen hatte und die deshalb den freiraumplanerischen Wettbewerb abgelehnt hatte. Folgerichtig begann schon während der Koalitionsverhandlungen zwischen der CDU und der SPD ein Kampf um die Umsetzung des Siegerentwurfs. Während die SPD-Verhandlungsgruppe für Stadtentwicklung die Umsetzung des Siegerentwurfs unbedingt im Koalitionsvertrag verankern wollte, lehnte die CDU das Vorhaben vehement ab. Stattdessen forderte sie einen völlig neuen Masterplan für die Berliner Mitte. Am Ende konnte sich die CDU durchsetzen: Die Umsetzung des Siegerentwurfs wurde aus dem Koalitionsvertrag gestrichen, stattdessen wurde ein «städtebaulicher Masterplan» für den Bereich zwischen Alexanderplatz und Brandenburger Tor in den Vertrag aufgenommen. Die Gefahr ist also groß, dass die Umsetzung des Entwurfs von RMP Stephan Lenzen Landschaftsarchitekten von der CDU torpediert wird. — Der aktuelle Streit hat eine lange Vorgeschichte. Er reicht bis in die 1990er Jahre zurück, als schon einmal ein CDU-SPD-Senat regierte. Im November 1996 wurde das Planwerk Innenstadt vorgestellt, das eine möglichst weitgehende Wiederherstellung des Stadtgrundrisses der Vorkriegszeit und eine Privatisierung der neu entstandenen Baufelder zum Ziel hatte. Der Freiraum sollte nach diesem Konzept privatisiert und bebaut werden. Der Initiator des Planwerks war der damalige Staatssekretär für Stadtentwicklung, Hans Stimmann (SPD). Für die Planung der östlichen Innenstadt waren der Stadttheoretiker Dieter Hoffmann-Axthelm, der Architekt Bernd Albers und der Architekt Tobias Nöfer zuständig, der damals im Büro Bernd Albers tätig war und als Projektleiter fungierte. — Allerdings stieß das Planwerk Innenstadt auf viel Widerstand. Eine einflussreiche Kritikerin war kurioserweise die von der CDU eingesetzte Senatsbaudirektorin Barbara Jakubeit, die sich allerdings nicht als Parteipolitikerin, sondern als unabhängige Fachfrau verstand. Sie wandte sich gegen die Bebauung des Freiraums und plädierte stattdessen für seine Qualifizierung als «Central Park». Am Ende der Debatten stand ein Kompromiss, der in einem Senatsbeschluss vom 18. Mai 1999 fixiert wurde: Nach diesem sollte der Freiraum als «grünprägter städtischer Freiraum» weiterentwickelt werden. Im Gegenzug sollte der Park am Friedrichswerder nach den Vorstellungen des Planwerks Innenstadt bebaut werden. — Dieser Kompromiss hatte auch unter der ab 2002 regierenden Koalition aus SPD und PDS (ab 2005 Die Linke) Bestand. Auch der 2000 in das Amt des Senatsbaudirektors gewechselte Hans Stimmann trug diesen Kompromiss zunächst mit. Doch nach seiner Pensionierung 2006 machte sich Stimmann erneut für

eine Bebauung des Freiraumes stark. Er warb dafür ab 2008 in Zeitungsartikeln. Am 18. Mai 2009 – auf den Tag genau zehn Jahre nach dem Senatsbeschluss zum Planwerk Innenstadt – stellte er sein Buch «Berliner Altstadt – von der DDR-Staatsmitte zur Stadtmitte» vor, in dem eine Bebauung des Freiraums propagiert wurde. Beteiligt an dem Buch waren zwei Mitstreiter aus der Zeit des Planwerks Innenstadt – Bernd Albers und Tobias Nöfer.

Die ab 2007 amtierende Senatsbaudirektorin Regula Lüscher machte allerdings schnell deutlich, dass sie von den Bebauungsideen ihres Vorgängers wenig hielt. Sie stellte Ende 2009 fünf Visionen für eine Weiterentwicklung des Freiraums vor, die alle keine Bebauung vorsahen. Auch der rot-rote Senat distanzierte sich von den Bebauungsideen Stimmanns. Er beschloss am 7. Juli 2009 «Stadtentwicklungspolitische Grundsätze», die eine Weiterentwicklung des Stadtraums als öffentlicher, grünprägter Freiraum festlegten. Auf Basis dieser Beschlüsse begann 2011 die Erneuerung eines Teils der Freiflächen nach einem Entwurf des Büros Levin Monsigny Landschaftsarchitekten. — Doch Ende 2011 veränderten sich die politischen Rahmenbedingungen erneut. In den Wahlen zum Abgeordnetenhaus verlor die SPD-Linke-Koalition ihre Mehrheit, stattdessen gelangte eine SPD-CDU-Koalition an die Regierung. Gleichzeitig gab es Veränderungen in der CDU: Denn zum neuen stadentwicklungspolitischen Sprecher wurde der damals noch junge Abgeordnete Stefan Evers gewählt, der sich bald zu einem vehementen Befürworter einer Bebauung des Freiraums entwickeln sollte — Die neuen politischen Konstellationen gaben den Bebauungsbefürwortern den erhofften Rückenwind: Sie gründeten Ende 2011 die Planungsgruppe Stadtkern. Mitglieder dieser Gruppe waren Verantwortliche des Planwerkes Innenstadt, wie Dieter Hoffmann-Axthelm, Bernd Albers und Tobias Nöfer. Weitere Beteiligte: die Architektin Petra Kahlfeldt, der Bauhistoriker Benedikt Goebel, der Stadtplaner Harald Bodenschatz, die Journalisten Klaus Hartung und Gerwin Zohlen sowie der Immobilienentwickler Willo Göpel und andere Persönlichkeiten. Diese Gruppe, die ab Dezember 2013 auch unter dem Namen «Bürgerforum Berlin» firmierte, entwickelte sich bald zu einer schlagkräftigen Lobbygruppe. — Die Gruppe suchte schnell die Verbindung zur CDU. Bernd Albers kontaktierte schon bald nach seiner Wahl 2011 den Parlamentsneuling Stefan Evers und warb bei ihm für seine Altstadtpläne. Mit Erfolg, denn Stefan Evers begann umgehend, sich für eine Bebauung des Freiraums zu engagieren. Bereits im April 2012 verabschiedete die CDU-Fraktion auf einer Klausurtagung das Positionspapier «Historische Mitte – von der Stadtbrache zum lebendigen Stadtquartier», in dem eine Bebauung des Freiraums «auf der Grundlage des historischen Erschließungsrasters» gefordert wurde. — Zudem startete Evers



noch ein weiteres Vorhaben, um die Bebauung des Freiraums zu forcieren. Er initiierte einen Studentenwettbewerb unter dem Titel «Häuser am Neuen Markt Berlin». Als Mitausloberin gewann er Petra Kahlfeldt von der Planungsgruppe Stadtkern, die damals als Professorin an der Beuth-Hochschule für Technik tätig war. Weitere Beteiligte waren Jan Kleihues von der Beuth-Hochschule für Technik sowie Bernd Albers und Ludger Brands von der Potsdam School of Architecture. In der Jury saßen neben Stefan Evers auch Benedikt Goebel von der Planungsgruppe Stadtkern. Im Frühjahr 2013 wurden die Wettbewerbsergebnisse in der Werkbund-Galerie in Berlin-Charlottenburg vorgestellt. — Am 3. September 2012 fand ein Treffen zwischen der Planungsgruppe Stadtkern und Stefan Evers im Centrum Hungaricum statt, auf dem die weitere Strategie abgesteckt wurde. In der Folgezeit erhöhten die CDU und die Planungsgruppe Stadtkern den Druck immer mehr. Am 30. Oktober 2012 folgte eine Veranstaltung der CDU-Fraktion in der Bauakademie-Attrappe unter dem Titel: «Vom historischen Stadtkern zum lebendigen Stadtquartier». — 2013 spitzte sich der Konflikt immer mehr zu: Während die CDU und die Planungsgruppe Stadtkern auf eine Bebauung des Freiraums drängten, setzten sich die SPD-Fraktion, die von Michael Müller geführte Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt sowie Senatsbaudirektorin Regula Lüscher weiterhin für eine Erhaltung des Freiraums ein. Der Konflikt mündete im Herbst 2013 schließlich in einen Kompromiss: Nun sollte ein ergebnisoffenes Partizipationsverfahren über die Zukunft des Freiraums entscheiden. Dieses Verfahren fand dann auch 2015 statt. Unter dem Motto «Alte Mitte – neue Liebe» wurden zahlreiche Foren, Bürgerwerkstätten, Fachkolloquien, Stadtpaziergänge, Online-Dialoge und andere Formate angeboten, in denen die Bürger*innen ihre Vorstellungen einbringen konnten. Auf einem Halbzeitforum am 5. September 2015 hatten sie sogar die Möglichkeit, per TED über verschiedene Szenarien zur Entwicklung des Freiraums abzustimmen.

Die Planungsgruppe Stadtkern bereitete sich auf dieses Verfahren intensiv vor. In Zusammenarbeit mit anderen Vereinen wurden konkrete Bebauungsplanungen entwickelt und durch aufwendige Visualisierungen ergänzt. 2015 folgte eine Veranstaltungsreihe zur Vergangenheit und Zukunft des Gebietes in der Volkshochschule Mitte in der Berliner Stadtbibliothek. Ebenfalls 2015 fand eine Freiluftausstellung am Neptunbrunnen statt, auf der die Vorstellungen der Planungsgruppe Stadtkern präsentiert wurden. — Doch trotz dieser Bemühungen nahm das Partizipationsverfahren nicht den erhofften Verlauf. Denn während des Verfahrens zeigt sich schnell, dass die Mehrheit der beteiligten Bürger*innen keineswegs eine Bebauung des Freiraums wünschte, sondern dass sie den Freiraum als eine grüne Oase erhalten wollte. Die Ergebnisse des Partizipationsverfahrens wurden in 10 Bürgerleitlinien festgehalten. Diese Bürgerleitlinien wurden am 9. Juni 2016 von allen Fraktionen des Abgeordnetenhauses – also auch von der CDU-Fraktion – beschlossen. — Ende 2016 folgte ein erneuter Regierungswechsel – nun wurde ein rot-rot-grüner Senat gebildet. Der neue Senat bekannte sich zu den Bürgerleitlinien und bereitete einen freiraumplanerischen Wettbewerb für Rathausforum und Marx-Engels-Forum auf Basis der Bürgerleitlinien vor. In Vorbereitung des Wettbewerbs fand wiederum ein umfangreiches Partizipationsverfahren statt, in dessen Rahmen die Bürger*innen ihre Vorstellungen einbringen konnten. Der Wettbewerb selbst fand dann 2021 statt. Zum Sieger wurde ein Entwurf des Büros RMP Stephan Lenzen Landschaftsarchitekten (Köln) gekürt, der viel Zustimmung fand. — Die Planungsgruppe Stadtkern reagierte auf die neue Lage mit einer zweigleisigen Strategie: Einerseits pflegte sie weiterhin das Bündnis mit der CDU. Am 30. Juni 2017 fasste die CDU-Fraktion auf einer Klausurtagung den Beschluss «Reurbanisierung der historischen Mitte vorantreiben», in dem eine Bebauung auf Basis des alten Stadtgrundrisses gefordert wurde. Am 12. Oktober 2018 trat Stefan Evers auf einer Veranstaltung der Planungsgruppe in der Parochialkirche auf und bekräftigte den Willen der CDU zu einer Bebauung des Freiraums. — Auf der anderen Seite suchte sie aber auch den Kontakt zur SPD. Zwar war das Verhältnis zum Regierenden Bürgermeister Michael Müller, der dem Freiraum positiv gegenüberstand, schwierig, doch mit der Wahl von Franziska Giffey zur SPD-Landesvorsitzenden 2020 eröffneten sich neue Perspektiven, die die Planungsgruppe entschlossen nutzte. Einen Höhepunkt stellte der Stadtpaziergang mit Franziska Giffey über den Molkenmarkt am 16. August 2021 dar. Die Führung übernahm Benedikt Goebel, der bei dieser Gelegenheit für eine Privatisierung landeseigener Flächen in der Innenstadt warb. — Die Senatsbildung 2021 brachte dann auch erste Erfolge: Mit Petra Kahlfeldt wurde eine Vertreterin der Planungsgruppe zur Senatsbaudirektorin ernannt. Doch gleichzeitig wurde im neuen Koalitionsvertrag die Umsetzung des Siegerentwurfes von RMP Stephan Lenzen Landschaftsarchitekten festgeschrieben. Für die Umsetzung des Entwurfes war die Senatsverwaltung für Umwelt, Mobilität, Verbraucher- und Klimaschutz zuständig, die von den Grünen geführt wurde. Und da die Grünen immer für den Erhalt des Freiraums ein-

getreten waren, trieb die Senatsverwaltung gemeinsam mit der Grün Berlin GmbH die Umsetzung des Siegerentwurfes voran. Im Mai 2022 wurde der Vertrag mit dem Büro RMP Stephan Lenzen Landschaftsarchitekten unterzeichnet, mittlerweile war die Vorplanung abgeschlossen. Nach den aktuellen Zeitplänen sollen die Planungen im März 2024 beendet werden. Anschließend ist die Realisierung geplant. Die Kosten von 31 Millionen Euro sollen zu großen Teilen durch Fördergelder aus der Gemeinschaftsaufgabe «Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur» (GRW) finanziert werden. Angesichts dieser Entwicklungen wurde die Position der Bebauungsbefürworter immer aussichtsloser. Selbst Senatsbaudirektorin Petra Kahlfeldt erklärte auf einer Veranstaltung in der Parochialkirche am 23. Oktober 2022, dass sie das Wettbewerbsergebnis respektieren würde. — Umso entschlossener suchte die Planungsgruppe Stadtkern den Schulterchluss mit der CDU. Am 23. August 2022 fand im Spreespeicher an der Oberbaumbrücke eine Veranstaltung der CDU-Fraktion unter dem Titel «Zukunftsmetropole – Visionen für Berlin 2070» statt. Die Veranstaltung war dem im April 2022 verstorbenen Bernd Albers gewidmet, das Hauptreferat hielt Tobias Nöfer. Eine programmatische Rede, in der er Albers Planungen für den Freiraum am Fernsehturm, für den Molkenmarkt, für das Tempelhofer Feld und andere Orte würdigte. Am Ende formulierte er die Forderung nach einer Kehrtwende in der Berliner Stadtentwicklungspolitik. Weitere Statements lieferten Kai Wegner und Stefan Evers. Auch das Publikum war illuster: In der ersten Reihe saßen zwei Ehrengäste – der ehemalige Bundespostminister Christian Schwarz-Schilling und seine Ehefrau Marie-Luise Schwarz-Schilling. Marie-Luise Schwarz-Schilling hatte kurz zuvor eine «Stiftung Mitte Berlin» gegründet, die die Bebauung des Freiraums vorantreiben sollte. Als Stiftungsvorstand wurde Benedikt Goebel eingesetzt, der ebenfalls im Publikum anwesend war. Angesichts dieser Entwicklungen war es nicht überraschend, dass die CDU in ihrem Wahlprogramm für die Wiederholungswahl am 12. Februar 2023 eine Bebauung des Freiraums forderte. Tobias Nöfer wurde zudem in eine externe Beratergruppe der CDU für die Koalitionsverhandlungen 2023 berufen. — In den folgenden Koalitionsverhandlungen zwischen der CDU und der SPD entwickelte sich der Freiraum zum Streitobjekt: Die SPD-Fachgruppe Stadtentwicklung wollte die Umsetzung des RMP Stephan Lenzen-Entwurfes wiederum im Koalitionsvertrag verankern. Die CDU-Fachgruppe, die von Stefan Evers geleitet wurde, lehnte diese Festlegung entschieden ab. Am Ende konnte sich die CDU durchsetzen. Allerdings dürfte auch mit diesem Koalitionsvertrag der Kampf um den Freiraum am Fernsehturm noch lange nicht entschieden sein. Zwar hält die CDU nun wichtige Hebel in der Hand, um die Umsetzung des Siegerentwurfes zu torpedieren: Sie kontrolliert die Senatsverwaltung für Umwelt, Mobilität, Verkehr und Klimaschutz, die für die Umsetzung des Entwurfes verantwortlich ist, und die Senatsverwaltung für Finanzen, die die Gelder für die Umgestaltung bewilligen muss. Auf der anderen Seite wäre aber ein Abbruch des Verfahrens in diesem fortgeschrittenen Stadium ein Skandal ersten Ranges, der kaum zu rechtfertigen wäre. — Zugleich würde auch ein Abbruch des Verfahrens zu Konflikten mit der SPD führen. Denn die SPD ist durchaus entschlossen, den Siegerentwurf umzusetzen. Noch kurz vor dem Regierungswechsel beschloss der rot-grün-rote Senat am 21. März 2023 die Freigabe von 11,1 Millionen Euro an GRW-Mitteln für den ersten Bauabschnitt der Freiraumgestaltung. Zudem hält auch die SPD gewichtige Hebel in der Hand, um ihre Vorstellungen durchzusetzen. Denn für die Erarbeitung des von der CDU gewünschten Masterplanes ist die SPD-geführte Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen zuständig. Und diese Senatsverwaltung kann einen Masterplan erarbeiten, der die Umgestaltung des Freiraums nach dem Entwurf von RMP Stephan Lenzen Landschaftsarchitekten beinhaltet.

Erste Vorentscheidungen in diesem Kampf dürften noch dieses Jahr fallen. — Erstens finden im Herbst 2023 die Haushaltsberatungen für den Doppelhaushalt 2024/2025 statt. Da die Umgestaltung in diesem Zeitraum realisiert werden soll, müssen die entsprechenden Gelder in den Haushalt eingestellt werden. — Zweitens hat die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen am 11. Mai 2023 die Erarbeitung eines «Integrierten städtebaulichen Entwicklungskonzepts» (ISEK) für die Berliner Mitte ausgeschrieben. In dieser Ausschreibung wird der Siegerentwurf zwar nicht explizit erwähnt, doch gleichzeitig wird festgelegt, dass das ISEK im Einklang mit den bisherigen Planungen entwickelt werden soll, und diese sehen eben eine Umgestaltung des Freiraums nach dem Entwurf von RMP Stephan Lenzen Landschaftsarchitekten vor. — Es ist also gut möglich, dass sich in den nächsten Monaten ein handfester Machtkampf um den Freiraum am Fernsehturm entwickeln wird. Welche Seite sich am Ende durchsetzen wird, ist noch völlig offen.

MATTHIAS GRÜNZIG Der Journalist und Buchautor Matthias Grünzig schrieb das Buch «Der Fernsehturm und sein Freiraum. Geschichte und Gegenwart im Zentrum Berlins», Lukas Verlag 2022

ZUKUNFTSRAUM STATT REKONSTRUKTION ÜBERLEGUNGEN ZUR BERLINER MITTE

JÜRGEN TIETZ

I. Was ruft mehr Begehrlichkeit hervor: Der freie Raum, der mit lukrativen neuen Nutzungen gefüllt werden könnte, oder die Möglichkeit, mit einer solchen Bebauung eine eigene Geschichtsdeutung zu eröffnen? Eine wirkliche Herausforderung bedeutet es, an einem Ort

wie dem Freiraum an der Spree im Zentrum Berlins auf beides zu verzichten. Sowohl darauf, den öffentlichen städtischen Raum maximal dicht im historisierenden Gewand zu bebauen, als auch darauf, damit eine neue gesellschaftliche Lesart der Geschichte und des Ortes zu erzeugen, die ebenso polarisierend wie historisch streitbar wäre. — Wer durch die Städte der Welt läuft, wird erkennen: Raum ist niemals leer. Selbst unbebaut ist er Träger von Bedeutung. Seine heutige Gestalt ist Zeugnis seiner historischen Entwicklung. Erst diese Schichten haben ihn zu dem gemacht, was er ist. Das gilt für Berlins Mitte wie für jeden anderen Ort auf der Welt. Doch gerade am Ufer der Spree wird dieses Moment von Historizität des Raumes besonders greifbar. An einem Ort, an dem die Katastrophen des 20. Jahrhunderts und ihre Folgen ganz unmittelbar Form angenommen haben. In Berlins Keimzelle zwischen Marienkirche, Alexanderplatz, Nikolaikirche und dem alt-neuen «Humboldt-schloss» überlagern sich unterschiedliche Diskurse und Konflikte, die die Geschichte des Ortes, seine Gestaltung und seine Zukunft historisch, kulturell, politisch und städtebaulich betreffen. Bei der Entscheidung, welcher Diskurs die Oberhand gewinnt, geht es um nicht weniger als um Antworten auf die Frage nach der Gestalt der Stadt der Zukunft. — Der seit der Postmoderne verschärft geführte Diskurs zwischen Moderne und Tradition in Architektur und Städtebau dauert in Berlins Mitte an. Dabei handelt es sich keineswegs um eine reine Architekturdiskussion. In Architektur und Stadt spiegeln sich trotz aller Interessen von Investoren und Nutzern stets auch kulturelle und politische Setzungen. Es geht um die Hoheit über Geschichtsdeutung und urbanes Selbstverständnis. Das ist nicht berlinspezifisch, sondern an unterschiedlichen Orten auf der Welt anzutreffen. In Berlins Mitte besitzt die Debatte gleichwohl eine besondere Dimension. Sie leitet sich aus der Trias der Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs, dem Städtebau in der DDR während der deutschen Teilung sowie deren urbaner und politischer Revision nach der Wiedervereinigung ab. — Ein sichtbares Zeichen für die aktuelle Dominanz einer revisionistischen Haltung bei der Stadtgestaltung ist das Berliner Schloss. Nach langer und erbitterter Diskussion fiel die (Bundestags-) Entscheidung zu Gunsten seiner Rekonstruktion. Das Ergebnis ist zu besichtigen. Dabei möge man sich keinen Illusionen hingeben. Die Mehrzahl der Besucher*innen wird den Ausblick von der Dachterrasse des Schlosses schätzen. Kaum jemand

wird sich dagegen fragen, warum im Schlüterhof moderne Architektur und Rekonstruktion derart peinlich aufeinanderprallen konnten, dass es kaum zu ertragen ist. Zugleich zeigt sich am Schloss, dass Rekonstruktion immer eine selektive Setzung der jeweiligen Gegenwart ist. So verzichtete man auf den Wiederaufbau des Renaissanceflügels des Schlosses, als habe es diese Keimzelle nie gegeben. — Angesichts der Rekonstruktion wird heute kaum jemand fragen, wie es überhaupt möglich sein konnte, dass eines der bedeutendsten Barockschlösser nördlich der Alpen, das nach dem Zweiten Weltkrieg leidlich erhalten war, überhaupt von der DDR aus politischen Gründen geschleift werden konnte. Es steht wieder da und gibt vor, nie verschwunden gewesen zu sein. Außen «Barock». Und innen, ach, da möge sich jeder selbst Gedanken über die museale und bauliche Qualität dieses Kastens machen. — An der Rekonstruktion des «Humboldtschlusses» zeigt sich beispielhaft, dass Rekonstruktion meist nur um den Preis des vollständigen Verlustes des Vorgängerzustandes möglich wird. Wer heute anhand von Fehl- oder Leerstellen, von Brüchen die Berliner Geschichte verstehen will, der wird an andere, bescheidenere Orte verwiesen, die künstlerisch bearbeitet wurden. An Micha Ullmans Mahmal der Bücherverbrennung auf dem Bebelplatz etwa oder an Christian Boltanskis Fehlendes Haus in der Großen Hamburger Straße.

II. — Die Geschichte der städtebaulichen und architektonischen Rekonstruktionen, die eine wichtige Rolle für Berlins Mitte spielen, ist keineswegs ein neues Thema. Der Streit um das Für und Wider von Rekonstruktionen gehört sogar zu den Grundpfeilern der deutschen Denkmalpflege. In seinem 1901 erstmals veröffentlichten Aufruf «Was wird aus dem Heidelberger Schloß werden?» erschienen dem Historiker Georg Dehio, der als einer der Begründer der modernen Denkmalpflege in Deutschland gilt, die Rekonstruktionsplanungen für den Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses als Zeugnis eines «vandalisme restaurateur». Nach seiner Einschätzung hätte der letztlich verworfene Wiederaufbau zu einem weitgehenden Neubau im historisierenden Gewand geführt. Das originale Dokument, die Ruine, wäre verloren gewesen. — Rekonstruktionen sind auch kein rein deutsches Thema. Unter der Federführung von Gilbert Scott in England und Eugène-Emmanuel Viollet-le-Duc in Frankreich wurde bereits im 19. Jahrhundert wiederherstellend interpretiert, was die Fantasie und

Entwurfszeichnungen hergaben. Das reichte bis zu jenem Dachreiter auf Notre Dame in Paris, der beim Großbrand der Kathedrale 2019 einstürzte. Für Viollet-le-Duc galt: «Ein Bauwerk zu restaurieren heißt, es in einem vollständigen Zustand wiederherzustellen, den es zu einem bestimmten Zeitpunkt möglicherweise nie gegeben hat.» — Diese Haltung blieb nicht unwidersprochen und wurde von William Morris und besonders von John Ruskin bekämpft. Jede Restaurierung sei eine Lüge schrieb Ruskin: «Kümmert euch um eure Denkmäler und ihr werdet nicht nötig haben, sie wiederherzustellen.» — Was sich jedoch keiner der Protagonisten jenes Ringens um den schmalen Grat zwischen gebauter Dichtung und Wahrheit um 1900 vorstellen konnte, waren die Zerstörungen, mit denen wenige Jahre später die beiden Weltkriege über Europa hinwegfegen würden. Mit ihnen stellte sich die Frage nach der Legitimität von Wiederherstellungen vor einem völlig neuen Hintergrund und in einer völlig anderen Dimension. — Einen ersten, furchtbaren Eindruck dieser neuen kriegerischen Zerstörungskraft lieferte der Erste Weltkrieg. Beispielfähig dafür steht die belgische Stadt Ypern, die nahezu vollständig zerstört wurde. So sind fast alle Häuser des heutigen Ypern erst nach 1920 beim rekonstruierenden Wiederaufbau unter der Regie des Stadtarchitekten Jules Coomans entstan-

den. So verheerend gerade an der «Westfront» und besonders in Ypern bereits die Zerstörungen des Ersten Weltkrieges waren, so stellten sie doch nur einen Vorgesmack auf die grauenhaften Verheerungen in zahlreichen Städten während des Zweiten Weltkriegs dar. Ein erschütterndes Fanal bildete dabei die systematische Zerstörung der Warschauer Altstadt durch deutsche Truppen nach dem Warschauer Aufstand 1944. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte der interpretierende und verändernde Wiederaufbau des Warschauer Zentrums: «Die Leute, die nach Warschau zurückkehrten, wollten das alte Warschau wiederhaben. Aber das alte Warschau konnte natürlich nicht wieder so aufgebaut werden, wie es einst ausgesehen hatte, weil das aus städtebaulicher und sozialer Sicht ungünstig war», konstatierte Jan Zachwatowicz, Spiritus Rektor des Warschauer Wiederaufbaus. Der Wiederaufbau besaß für die Polen eine identitätsstiftende Rolle, ja er erwies sich als nationale wie emotionale Notwendigkeit. Die (kultur-)politische Dimension von Rekonstruktionen zeigt sich jedoch auch in anderen Kontexten. So wurden in der kanadischen Provinz Quebec seit den 1960er Jahren Teile der Altstadt Quebecs rekonstruiert. Man entschied sich zum «redonner à la Place-Royale le visage qu'elle avait pendant la période du développement de l'architecture traditionnelle française.» (dem Platz das Gesicht zurückgeben) — Das Ringen um die Geschichte und deren Interpretation in Form der gebauten Umwelt zeigte sich unmittelbar nach 1945 im Westen Deutschlands beispielhaft bei der Rekonstruktion des Goethehauses in Frankfurt am Main. Dabei ging es nicht «nur» um die möglichst originalgetreue Wiedergewinnung eines zerstörten Baudenkmals. Die Diskussion besaß angesichts des zeitlich noch nahen Krieges gerade auch bei den Rekonstruktionsgegnern, wie dem Publizisten Walter Dierks, eine moralische Note: «Es gibt Zusammenhänge zwischen dem Geist des Goethehauses und dem Schicksal seiner Vernichtung. Einige von ihnen sind mit den Händen zu greifen: wäre das Volk der Dichter und Denker (und mit ihm Europa) nicht vom Geist Goethes abgefallen, vom Geist des Maßes und der Menschlichkeit, so hätte es diesen Krieg nicht unternommen und die Zerstörung dieses Hauses nicht provoziert.» — Je größer der zeitliche Abstand zu den Zerstörungen, desto blasser wurde die Kraft moralischer Argumente. Stattdessen traten rein ästhetische und wirtschaftliche Argumente in den Vordergrund. Der Verlust der vermeintlichen «Schönheit» historischer Bauten geht bis heute mit einer oft wenig differenzierten Kritik der Moderne und

den Spielarten ihrer Architektur einher. Streitpotenzial war programmiert, wie im Fall der Hildesheimer Rekonstruktion des kriegszerstörten Knochenhaueramtshaus 1986/89 anstelle des Hotels Rose der Nachkriegszeit. — Zu beobachten ist, dass sich die Diskurse seit der deutschen Wiedervereinigung 1990 verschoben haben. Heute gehen eine auf eine vermeintliche oder wirkliche Historizität ausgerichtete touristische Erwartungshaltung mit dem postmodernen städtebaulichen Leitbild der «europäischen Stadt», Investoreninteressen und geschichtsrevisionistische Überlegungen eine Melange ein. Deren Ergebnisse führen wie im Fall des Dresdner Neumarktes und der Frankfurter Altstadt zu gebauten historischen Simulationen, die Tiefgaragen bekronen. Ihr Bild postuliert eine Historizität, die es an dieser Stelle und in dieser Form nie gegeben hat, um die diffusen Sehnsüchte des Publikums zu bedienen.

III. — Stadt war und ist stets das Ergebnis von Aushandlungsprozessen und Kompromissen zwischen widerstreitenden Interessen. Das galt bereits für die Wiege des globalen Erfolgsmodells «Stadt» in Vorderasien über das alte Rom bis hin zu Mittelalter, Renaissance und Barock und der Gegenwart. Städte sind Zentren von Handel, weltlicher wie geistlicher Herrschaft und Kultur. Zu Alt-Städten wurden sie erst durch die Errichtung von Stadterweiterungen und nachfolgend durch den Bau von Neustädten. All das lässt sich bis heute an Stadtplänen ablesen. Diese großflächigen urbanen Transformationen gibt es nicht erst seit Le Corbusier, sind also kein «Teufelswerk» der Moderne des 20. Jahrhunderts. Vielmehr wurzeln sie in den idealen barocken Stadtgründungen und den entgrenzenden städtischen Transformationsprozessen des 19. Jahrhunderts. Abzulesen sind diese in Wien an der Ringstraße und den Haussmannschen Boulevards in Paris. Die Altstädte sahen demgegenüber im Wortsinn ziemlich alt aus. Sowohl was ihre oft marode Bausubstanz betraf als auch die hygienischen Zustände, die dort herrschten. Zu Sehnsuchtsorten, in denen das Typische und Charakteristische eines Ortes geborgen ist, entwickelten sich Altstädte in Europa erst durch die Umbauprozesse und Maßstabssprünge seit etwa 1850. Ablesen lässt sich diese Entwicklung an dem Abschied von der baulichen Kleinteiligkeit und der Parzelle. Dabei ging es im 19. Jahrhundert ebenso wie heute um massives Wachstum in die Weite und die Höhe, um die Entfestung der Städte, um Hygiene, um Beherrschbarkeit der Bevölkerung, um Sicherheit und nicht zuletzt um Renditen. Während heute manche Kleinstadt, manches Dorf

unter Bevölkerungsschwund und Bedeutungsverlust leidet, treibt die Sehnsucht nach der Kleinstadtdydlle ausgerechnet in den Großstädten seltsame Blüten, aber auch im Bau von dorffartigen Shoppingcentern auf der grünen Wiese. Dass diese in keiner Weise der Komplexität und Qualität der historischen Strukturen entsprechen, liegt auf der Hand. Mehr noch: Die gewachsenen Strukturen von Altstädten mit ihren unterschiedlichen Funktionsbereichen, den Märkten und den weltlichen wie sakralen Herrschaftszentren, wären von den meisten Besucher*innen gar nicht mehr zu entschlüsseln. Es geht lediglich um gebaute Bilder, die von jeder ursprünglichen historischen Bedeutung abgelöst wurden. — Neben der Frage, welche ökonomischen, sozialen und kulturellen Bedürfnisse die mehr oder weniger gelungenen Rekonstruktionen von Quartieren und Einzelbauten in Frankfurt oder Dresden jenseits der touristischen Erwartungshaltung befriedigen, ist vor allem zu hinterfragen, ob sie einen Beitrag zur nachhaltigen Lösung städtischer Zukunftsaufgaben bieten. Hier ist die Skepsis groß. Dies gilt sowohl nach den Erfahrungen der Corona-Pandemie, als der Bedarf von mehr innerstädtischen Grünflächen und Parks offenbar wurde, als auch angesichts der Herausforderungen des Klimawandels, der mehr Grün in den Städten (und nicht unbedingt auf der Architektur) notwendig macht. Das bedeutet auch, endlich die bauliche Verdichtung um jeden Preis kritisch zu hinterfragen. Sie zieht im Zyklus von 30-50 Jahren zumeist eine weitere, noch stärkere Verdichtungsbegehrlichkeit nach sich. Der Mut zu einer vermeintlichen Leere, zu einer grünen Mitte ist das Gebot für die Stadt der Zukunft, wo immer dies bestandsschonend umgesetzt werden kann. Altstadtsurrogate, die eine Historizität vorgeben, die sie aufgrund aktueller Bauvorschriften und Materialien ohnehin niemals wieder einlösen können, sind angesichts von überhitzten Innenstädten ein Irrweg. Insofern mag das kulturelle und ökologische Potenzial des Freiraums heute zwar bei weitem noch nicht ausgeschöpft sein. Das grüne Zukunftspotenzial, das diesem Ort innewohnt, jedoch durch ein rückwärtsgewandtes, in Teilen reaktionäres Stadtverständnis für wenige rekonstruierend zu überbauen, wäre für Berlin ökonomisch, ökologisch, kulturell, historisch und nicht zuletzt städtebaulich eine dramatische Fehlentscheidung.

JÜRGEN TIETZ ist Architekturkritiker, Sachbuchautor und Publizist. Er befasst sich mit Bauwerken der Moderne und zeitgemäßer Denkmalpflege. 2022 erschienen seine ersten beiden Kriminalromane, die im Berlin der Nachkriegszeit spielen.



RATHAUS- UND MARX-ENGELS-FORUM: NEUGESTALTUNG DER BERLINER MITTE

EVA STOKMAN
FRANK SADINA

Das Rathausforum und das Marx-Engels-Forum gehören zu den zentralen gesellschaftlichen und politischen Anlaufpunkten der Stadt. Ein Platz für Begegnungen und Dialog – eingerahmt von städtischen Wahrzeichen wie dem Fernsehturm, dem Roten Rathaus, dem Neptunbrunnen, der Marienkirche und nicht zuletzt dem Humboldt-Forum am westlichen Ufer der Spree. Die Weiterentwicklung

dieses besonderen Areals in der Berliner Mitte ist in der Umsetzung angekommen. Schritt für Schritt geht die Planung voran. Bereits im kommenden Jahr sollen erste bauvorbereitende Maßnahmen vor Ort starten.

Unentschlossene Berliner Mitte — Wo früher im Gründungskern Berlins eine mittelalterlich dichte Bebauung mit engen Gassen das Stadtbild prägte, entwickelte sich nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg und dem anschließenden Hauptstadtausbau der DDR ein großzügiger Freiraum zur neuen Stadtmitte – mit dem in den 1960er Jahren erbauten Fernsehturm als dominierendem Bauwerk. Dessen ursprünglicher Entwurf stammt von Hermann Henselmann und wurde später unter der Leitung des Architekten Gerhard Kosel errichtet. Die markante gezackte Fußumbauung von Walter Herzog, Rolf Heider und Heinz Aust sowie die Freiraumgestaltung von Hubert Matthes, Manfred Prasser, Dieter Bankert und Rolf Rühle komplettierten das Ensemble zwischen Spree und Alexanderplatz. — Dieser Freiraum verlor mit der Wiedervereinigung seine Bedeutung als städtebauliches Zentrum der einstigen Hauptstadt der DDR, spielt aber als Stadtraum am Roten Rathaus, dem Sitz der*s Regierenden Bürgermeister*in sowie des Senats, weiterhin eine bedeutende Rolle für Berlin. Seither wurde die Frage, wie der Platz unter den veränderten politischen und gesellschaftlichen Bedingungen weiterentwickelt werden sollte, kontrovers diskutiert und 2015 in den Dialogprozess «Alte Mitte – neue Liebe?» mit der Stadtgesellschaft überführt. Im Ergebnis wurden zehn Bürger*innenleitlinien zur künftigen Entwicklung des Rathausforums erarbeitet, die im Juni 2016 vom Abgeordnetenhaus fraktionsübergreifend als Arbeitsgrundlage zur weiteren Entwicklung des Stadtraums beschlossen wurden. Zentrale Punkte sind, dass die Berliner Mitte ein Ort der Demokratie ist, ein Ort für alle, für Begegnung und Versammlung, für Kultur, Kreativität und Geschichte. Dabei ist das Rathaus- und Marx-Engels-Forum ein öffentlicher, nicht-kommerzieller Raum, der künftig durch vielfältige, flexible und temporäre Nutzungen zukunftsfähig und dynamisch bleibt. Es soll verkehrsberuhigt werden, der Erholung, der Nachhaltigkeit

und dem Stadtklima dienen. Dabei soll das Spreeufer besser zugänglich und sollen die Sichtbeziehungen erhalten werden. Das Mobilitätskonzept soll die Aufenthaltsqualität und Erlebbarkeit stützen und eine bessere Anbindung an die umliegenden Stadtviertel sichern. — Mit der Stadtwerkstatt Berliner Mitte wurde der Dialogprozess 2018 fortgeführt und auf Basis der erzielten Ergebnisse im Jahr 2021 ein zweiphasiger, internationaler freiraumplanerischer Ideen- und Realisierungswettbewerb durchgeführt. Aus 53 eingereichten Entwürfen in der ersten Phase des Verfahrens wurden 21 durch ein unabhängiges Preisgericht für die vertiefende Weiterbearbeitung in Phase zwei ausgewählt. Als Sieger konnte sich der Entwurf von RMP Stephan Lenzen Landschaftsarchitekten, Bonn/Köln (RMPSL) durchsetzen.

Nachhaltige Verbindung von Vergangenheit und Zukunft — Der ganzheitliche Entwurf zur Neugestaltung des Rathaus- und Marx-Engels-Forum verbindet in dem 7,2 Hektar großen innerstädtischen Freiraum Geschichte und Zukunft, Freizeitnutzung und Funktionalität, Grün und urbane Architektur, um auf veränderte Nutzer*innenansprüche einzugehen. Als wesentliches erhaltenswertes Prinzip wird die klare Unterscheidung zwischen offenem, zentralen Band, der «Stadtbühne», und kleinteiligen, geschützteren Nebenflächen als Rahmung oder «Stadthain» begriffen – ebenso wie die klare, geometrische Formensprache. — Die denkmalgeschützten Bereiche des Rathausforums und das Marx-Engels-Forum werden dabei zu einem durchgehenden neuen Freiraumband verbunden, das vom Alexanderplatz bis zur Spree führt. Das zentrale Band wird von zwei Flanierwegen begleitet und weitet sich zu beiden Enden trapezförmig auf. Diese Öffnung integriert einerseits das bestehende Fernsehturm-Ensemble und soll andererseits künftig in gleicher Weise die Spree mit dem dahinterliegenden Humboldtforum und Berliner Dom besser erlebbar machen. Den beiden Flanierwegen kommt dabei eine wichtige Rolle zu. Sie verbinden nicht nur die Endpunkte der zentralen Achse, sondern integrieren diese auch in die angrenzenden Teilräume. Nach innen formen die Flanierwege eine Klammer, nach

außen breiten sie ein Wegenetz aus, das Zugänge zur Umgebung schafft und die baumbestandenen seitlichen Bereiche in unterschiedliche Zonen gliedert. — In diesen seitlichen Bereichen des Areals sind Freizeit, Sport- und Spielmöglichkeiten geplant, die vielfältige Angebote für verschiedene Altersgruppen enthalten. Rathaus- und Marx-Engels-Forum sollen so in ihrer Gesamtheit noch mehr als bisher zum Ort für Freizeit und Erholung werden, zum Treffpunkt mit hoher Aufenthaltsqualität und zum Platz für politisches Engagement. Der Platz vor dem Roten Rathaus mit dem «Forum für Demokratie» bleibt als Ort für politische Debatten als offener Freiraum erhalten.

Nachhaltige, grüne Oase in der Mitte Berlins — Das Gestaltungskonzept entwickelt für die Freiflächen vom Fernsehturm zur Spree hin einen Verlauf von urban und historisch zu ökologisch und grün. Die zentrale Achse mit Startpunkt am Fuß des Fernsehturms geht im Marx-Engels-Forum in einen großzügigen grünen Freiraum mit vielfältigen Vegetationsstrukturen über. Auch der urban geprägte Teilraum des Rathausforums bietet in seinen Randbereichen Vegetationsflächen mit dichtem Baumbestand als Schattenspender für die Freizeit- und Erholungsnutzung sowie verschiedene Teilbereiche mit offenen Oberflächen zur Versickerung von Niederschlägen. — Im Gesamttraum zwischen Fernsehturm und Spree werden rund 5.000 Quadratmeter befestigte Flächen entsiegelt und für die Versickerung zugänglich gemacht. Die anfallenden Niederschläge werden künftig, anstatt in die Kanalisation abgeleitet zu werden, direkt vor Ort bewirtschaftet. Sie können zur Bewässerung der Grünflächen genutzt werden, verdunsten oder die Grundwasserneubildung unterstützen. Damit wird ein wichtiger Beitrag zum gesamtstädtischen Schwammstadtprinzip geleistet. Neues, vielfältig nutzbares Grün soll den Charakter des Ortes prägen. Es werden etwa 160 Bäume neu gepflanzt, bevorzugt Arten, die den veränderten klimatischen Bedingungen standhalten werden. Eine Optimierung des Mikroklimas ist Bestandteil des Gestaltungskonzepts.

Realisierung bis 2030 — Als landeseigene Unternehmensgruppe entwickelt, baut und betreibt Grün Berlin grüne und blaue Infrastrukturen, urbane Freiräume, öffentliche Bauten und nachhaltige Mobilitäts- und Verkehrslösungen. Ziel sind nachhaltige Infrastrukturen und Freiräume für ein lebenswerteres, soziales Berlin, das barrierefrei allen Menschen offensteht und dabei seiner ökologischen Verantwortung als Metropole im 21. Jahrhundert gerecht wird. — So hat die Grün Berlin für das Land Berlin die Bauherrenfunktion und das Gesamtprojektmanagement für die Freiraumgestaltung des Rathaus- und Marx-Engels-Forums übernommen. Sie wird den Freiraum zu einem zukunftsfähigen und aktiven Begegnungsort transformieren, der Berlins Erscheinungsbild und Lebensqualität nachhaltig prägen wird. Bislang ist vor Ort wenig zu sehen, doch im Hintergrund hat sich viel getan. — Im Mai 2023 war der erste große Meilenstein geschafft: Die Vorplanung wurde abgeschlossen. Dabei wurde der Siegerentwurf von RMPSL aus dem freiraumplanerischen Wettbewerb insbesondere auf seine Umsetzbarkeit geprüft, konkre-

tisiert und weiterentwickelt. Die Überarbeitungshinweise der Wettbewerbsjury wurden dabei ebenso berücksichtigt wie die Anregungen der Bürger*innen aus den vorangegangenen Beteiligungsformaten. Weiter geht es mit der Entwurfs- und der Genehmigungsplanung, an deren Ende die Baugenehmigung steht. Ab Herbst 2024 sollen erste bauvorbereitende Maßnahmen vor Ort starten. Die voraussichtlichen Gesamtinvestitionen für die Neugestaltung des Rathaus- und Marx-Engels-Forums belaufen sich auf rund 33,9 Millionen Euro, deren Finanzierung u.a. aus dem Förderprogramm Gemeinschaftsaufgabe «Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur» (GRW) sowie aus Investitionsmitteln des Landes Berlin vorgesehen ist. Die Umsetzung ist voraussichtlich bis 2030 geplant.

Vision 2040: Neuordnung der Verkehrsräume — Der Wunsch der Bürger*innen ist es, die Berliner Mitte verkehrsberuhigt zu gestalten und besser mit den umliegenden Stadtvierteln zu vernetzen. Dementsprechend muss das neue Freiraumband besser in die Umgebung

eingebunden, müssen vor allem auf den motorisierten Individualverkehr ausgerichtete Verkehrsräume zugunsten einer besseren Aufenthaltsqualität neugestaltet werden. — Die das Rathaus- vom Marx-Engels-Forum trennende Spandauer Straße zwischen Rathausstraße und Karl-Liebknecht-Straße sollte im Querschnitt zurückgebaut und als Shared Space für alle Verkehrsteilnehmer*innen gestaltet werden. Die Rathausstraße, im nördlichen Abschnitt bereits heute weitgehend eine Fußgängerzone, soll im Zeithorizont 2030 bis 2040 vollständig in einen Fußgängerbereich umgewandelt werden. Ziel ist die bessere Verknüpfung des neugestalteten Freiraums mit seiner Umgebung, insbesondere mit dem Nikolaiviertel. Die Umsetzung dieser Vision ist im Schulterchluss aller Beteiligten, ob öffentlicher Verkehr, motorisierter Individualverkehr, Rad- und Fußverkehr, umzusetzen.

EVA STOKMAN · FRANK SADINA Projektleitung Rathaus- und Marx-Engels-Forum, Grün Berlin GmbH



DENKMAL IM GRÜNEN

THOMAS FLIERL

DIE AKTUELLE DEBATTE
ÜBER DEN UMGANG MIT DEM
MARX-ENGELS-DENKMAL

Der Appell von Annette Ahme an die Aktivist*innen der Letzten Generation, sich nicht am Straßenbelag für klimapolitische Ziele festzukleben, sondern das Pflaster um das wie ein Schloss aussehende Humboldt Forum herauszureißen und Stadtgrün zu fordern,

ist sympathisch wie albern. Albern, weil er offene Türen einrennt und die Klimabewegung entpolitisiert – hat doch die neue Berliner Koalition aus CDU und SPD längst beschlossen: «Um die Aufenthaltsqualität zu verbessern und der sommerlichen Erwärmung entgegenzuwirken, wird die Umgebung des Humboldtforums mit Bäumen und qualitativollen Grünflächen aufgewertet.» Sympathisch ist der Impuls dennoch, liefert er doch alle Argumente für den Erhalt und die Qualifizierung des bereits vorhandenen gründerprägten Stadtraums auch auf der anderen Seite der Spree. Der Klimawandel stellt die Städte insgesamt, auch in ihren Zentren und historischen Ensembles, vor neue Herausforderungen. Das hat eine qualitative und eine quantitative Seite. Es muss gestaltetes und gepflegtes Grün sein, das den Baudenkmalern zuträglich ist. Und es muss tatsächlich (Mikro-)Klimaeffekte bringen. Der Altstadt-Freundin Annette Ahme sei gesagt: Man kann gar nicht so viel Grün ums Schloss bringen, um den Nachbau einer Berliner Altstadt ökologisch zu kompensieren –, zumal der Bereich schon von je her als Ausgleichs- und Ersatzfläche für die noch nicht errichteten neuen Hochhäuser am Alex erhalten muss. Bei allem Ungesagten ist an der Koalitionsvereinbarung sympathisch, dass «am historischen Standort des Neptunbrunnens eine Brunnenanlage errichtet» werden soll. Damit kann nur eine neue Brunnenanlage gemeint sein, d.h. die Fortsetzung der allgemein als gelungen angesehene Neugestaltung des Lustgartens, die ja auch keine Rekonstruktion war. Der Neptun-Brunnen bleibt vorm Rathaus!

Was nun das Marx-Engels-Denkmal angeht, sind die wesentlichen Eckpunkte eigentlich völlig klar: Die Anlage ist denkmalgeschützt, sie wurde nach temporärer, sinnwahrer Versetzung für den U-Bahn-Bau 2022 wieder am alten Ort errichtet. Die 1993 vom CDU-geführten Senat eingesetzte Kommission für den Umgang mit den politischen Denkmälern in Ost-Berlin hat sich (im Unterschied zu Lenin- und Thälmann-Denkmal) deutlich für den Erhalt ausgesprochen. Zwei Abgeordnetenhausbeschlüsse forderten die Ausarbeitung «stadtentwicklungs-politischer Grundsätze zur Gestaltung des gründerprägten öffentlichen Stadtraums zwischen Spree und S-Bahnhof Alexanderplatz» (2009) bzw. bestätigten (2016) die partizipativ ausgearbeiteten zehn Bürgerleitlinien (u.a. «Die Berliner Mitte bleibt ein öffentlicher, grundsätzlich nicht-kommerzieller Ort», «Die Berliner Mitte dient als Grüne Oase» der Erholung, der Nachhaltigkeit und dem Stadtklima. Der heutige Anteil an Grünflächen soll nicht ver-

ringert werden. Die Grünflächen werden aufgewertet, ansprechend gestaltet und gepflegt.» Die Ausschreibung für den (2021) ausgeschriebenen Freiraumwettbewerb enthielt die Vorgabe, das Denkmal zu erhalten. Die Jury bestimmte 2022 einstimmig einen Sieger und bemängelte am Entwurf u.a., dass die Situierung des Denkmals im neuen Wegesystem noch nicht erkennbar war. Zwischenzeitlich hatten die Künstler- und Urheberrechts-Inhaber ihre Forderung nach Mitwirkung erhoben, dies wurde nun erhöht. Mittlerweile wurde der Siegerentwurf überarbeitet und das Zwischenergebnis am 20. Juni 2023 der Öffentlichkeit vorgestellt.

Es sind wesentliche Verbesserungen im Hinblick auf eine denkmalverträgliche Lösung erkennbar: Denn zunächst war die Frage nach dem Verbleib des im Entwurf unsichtbaren Marx-Engels-Denkmal mit der vagen Zusicherung verbunden worden, alle Elemente würden in sinnwahrer Aufstellung in der Mittelachse des Areals und mit dem Blick zum Fernsehturm positioniert. Von politischer Seite wurde die dann erfolgte bloße Einzeichnung der Einzelobjekte vielfach als «Aufstellung in der Wiese» begrüßt bzw. als solche zu Recht zurückgewiesen. Denn etwas in die Wiese stellen, was vorher vielleicht auf einem Platz auf einem Sockel stand, ist im doppelten Sinne eine Herabsetzung. Diese Geste ist hier vor allem deshalb völlig unangebracht, da die Objekte gar keine Sockel haben, sondern auch die Figuren von Marx und Engels nur auf einer Plinthe sitzen bzw. stehen. Nachdem nun das Denkmal wiederhergestellt wurde, haben sich auch die Entwerfer neu mit dem Thema auseinandergesetzt. Im nächsten Entwurf wurden die Höhenmodellierung und der innere, steinerne Ring der Anlage übernommen und wurde das auf die beiden Brücken führende Wegesystem – als Hauptidee des Entwurfs – dem Durchmesser dieses vorhandenen Rings angepasst. Der Ring soll zugleich leicht erhöht zur umliegenden Wiese ausgebildet werden, d.h. einen leichten Auftritt bieten. Auch wurde erkannt, dass die Objekte einen gewissen Betrachtungsabstand benötigen und sich ein Rasen dort sofort abtreten würde. Es braucht also eine bestimmte Befestigung der Fläche. In den folgenden Entwürfen erschien diese neue Befestigung durch linear angeordnete Platten wie eine grafische Superstruktur, die zugleich kreuzende Wege in das Parkumfeld darstellten und sich dort fortsetzten. Das Ganze erschien wie eine archäologische Stätte, über die Laufstege gelegt waren. — Im jetzt vorgestellten Entwurf wurde dieses Motiv zurückgenommen. Es wurde verstanden, dass die Gestal-

tung der Innenfläche um die Einzelobjekte nicht nur ein Herantreten, sondern auch ein Umschreiten und ein Erlaufen der Sinnzusammenhänge der Elemente dieses komplexen Kunstwerks ermöglichen muss. Der Auftraggeber hat aufgenommen, dass es die Intention der Künstler unter Leitung von Ludwig Engelhardt war, Berliner Kleinsteinpflaster und keine Steinplatten zu verwenden.

Der jetzt präsentierte Zwischenstand zeigt bereits: Es geht nicht um eine Begrünung im denkmalverbergenden Sinne, wie es mal für das Kampfgruppen-Denkmal versucht und für das Thälmann-Denkmal von Manfred Butzmann angedacht war. Es darf auch nicht darum gehen, «Gras» über dieses Zeugnis der späten DDR wachsen zu lassen, sondern die Anlage so zu präsentieren, dass sie in die heutige Zeit passt und dennoch als Denkmal aus einer bestimmten Vergangenheit zu deuten ist. — Vielleicht kann das gestalterische Problem dadurch gelöst werden, dass das vorhandene Kleinsteinpflaster überall in der Innenfläche vorkommt, in den Lauf- und Standbereichen in engeren und in den weniger benutzten Bereichen in größeren Abständen. Statt: Unterm Asphalt der Strand (Paris) also: unterm Pflaster das Urstromtal (Berlin). Hier stehen wir direkt auf grünem Grund, einer Torflinse. — All diese Maßnahmen sind aber gegen den Aufwand abzuwägen, die Pflasterung vollständig aufzunehmen, sich mit dem Untergrund zu beschäftigen, den erhöhten Pflegeaufwand einer durchwachsenen Pflasterfläche dauerhaft zu leisten usw.. Am Schluss steigen doch wieder die Altstadt-Gespenster aus den Kellern? — Eins ist klar: Der historische Abstand und ebenso eine klimafreundliche Transformation der Denkmalanlage vermindern gleichermaßen die zeitgeschichtliche Aussagekraft des Denkmals. Auch jetzt schon erfahren wir nichts über die lange Geschichte dieses Marx-Engels-Denkmal, seinen ursprünglich geplanten Standort auf dem Fundament des Wilhelminischen Nationaldenkmals, nichts über die Namensgeber, die künstlerische Konzeption und die Künstler und die Künstlerin des Denkmals, seine Rezeption in der DDR, während des politischen Umbruchs und danach, über seine internationale Stellung in der Kunst im öffentlichen Stadtraum. Die jetzt mögliche behutsame Umgestaltung hat selbst schon ihre Geschichte. Kann und muss sie nicht auch am Ort erzählt werden?

THOMAS FLIERL ist Architekturstoriker und war von 2002 bis 2006 Berliner Senator für Wissenschaft, Forschung und Kultur. 1995 bis 1998 und 2002 bis 2011 gehörte er dem Berliner Abgeordnetenhaus an.

KLIMASTADT BERLIN 2030/2040 IM HERZEN BERLINS

THERESA KEILHACKER

Am 3. Oktober 2019 feierte der Berliner Fernsehturm sein 50-jähriges Jubiläum. Aus diesem Anlass entstand die Ausstellung «50 Jahre Berliner Fernsehturm – zwischen Alltagsleben und Weltpolitik», organisiert und erdacht von der «Initiative Offene Mitte Berlin». In Kooperation mit dem Landesdenkmalamt Berlin und



KUNST UNTER DEM FERNSEHTURM

UTE MÜLLER-TISCHLER

unterstützt von der Wohnungsbaugesellschaft Berlin-Mitte mbH zeigte die Exposition anschaulich, dass der heute in beiden Teilen Berlins geliebte Fernsehturm und sein großzügig gestaltetes Umfeld, eine weltstädtische Utopie der Moderne symbolisiert.

An dieser Utopie lassen sich heutige Ansprüche an nachhaltige Stadtentwicklung folgerichtig messen. — «Damals herrschte im Osten wie im Westen eine ungebrochene Fortschrittsbegeisterung», die für eine Vision Klimastadt Berlin 2030/2040 als Vorbild dienen kann. Der Freiraum und sein Umfeld befinden sich heute weitestgehend in kommunalem Besitz, der eine wertvolle Voraussetzung für eine klimaangepasste Planung darstellt. Denn seit der Eröffnung des Neubauschlusses gegenüber – mit seiner massiven Baudichte und rund 1,5 Mio. Besucher*innen im Jahr – wird diese «grüne Oase» mehr denn je als Ausgleichsfläche benötigt und kann nun klimatauglich angepasst und ertüchtigt werden. — In unmittelbarer Nachbarschaft entsteht gerade durch Straßenumbau und Neubau ein Stadtquartier mit gemischter Nutzung: der Molkenmarkt. Hier bietet sich durch das ebenfalls in kommunaler Hand befindliche Gebiet die einmalige Chance, die verkehrliche Situation weg von der autogerechten Stadt hin zu einer fußgänger- und fahrradfreundlichen Stadt mit viel Grünräumen dazwischen zu verändern. Ein städtisch betriebenes Nahwärmenetz könnte in Zukunft fossilfrei die neuen Haushalte versorgen; Fußgänger- und Fahrradwegenetze würden die beiden Gebiete enger miteinander verzahnen und touristisch mit dem internationalen Radweg Berlin Kopenhagen verbinden. — «Innovativität, Experimentierfreude und Optimismus waren die Kennzeichen» der Nachkriegsmoderne jener Zeit, an die es anzuknüpfen gilt. Die Sehnsucht nach Licht, Luft und Sonne war damals allgegenwärtig und bleibt bis heute passendes Leitbild für die Mitte der Stadt. Zukunftsweisende Architektur stellt dabei ein wirksames Mittel dar, die Botschaft einer klimapositiven Stadtentwicklung zu unterstreichen. Ebenso wichtig waren und sind bis heute großzügige öffentliche und konsumfreie Räume, die ausreichend Platz für die unterschiedlichsten Aktivitäten bieten. Durch versickerungsfähige Bodenbeläge können sie Regenwasser besser aufnehmen, sowie durch vielfältiges Grün CO2 binden. — Internationale Städte wie Paris, die sich vorbildlich in ihrer Innenstadt um entschleunigenden fossilfreien Verkehr und mehr grüne Ausgleichsflächen bemühen, dienen als Vorbild für eine Klimastadt Berlin 2030/2040. Entsprechendes ist im Herzen Berlins möglich und trotz klammer Kassen mit Fördermitteln für klimaresiliente Städte umzusetzen. Kernstück einer solchen schrittweisen Strategie müsste dabei der Rückbau bzw. die Entsiegelung der vielspurigen Spandauer Straße sein. — Das Problem einer monofunktionalen Innenstadt wurde in den sechziger Jahren bereits erkannt. «Der Schweizer Architekt und CIAM-Mitbegründer Hans Schmidt, der zwischen 1956 und 1969 in der DDR tätig war, analysierte die Veränderungen der Berliner Innenstadt. Als Konsequenz forderte er

den Bau von Wohnungen, Einrichtungen der sozialen Infrastruktur und Parks in der Innenstadt.» Diese Forderung wurde schließlich auch umgesetzt und gilt es heute zu stärken, beispielsweise in den Erdgeschosszonen der landeseigenen Geschäftspassagen und durch umweltgerechte Aspekte in den Freiräumen, sowie entlang der Spreeufer mit zusätzlichen Bäumen. — Die Gestaltung des großen Freiraumes rund um den Fernsehturm erfolgte schon damals zwischen 1969 und 1986 in zwei Etappen: Der östliche Bereich wurde zwischen 1969 und 1973 nach Entwürfen von Hubert Matthes und Dieter Bankert gestaltet. Zwischen 1984 und 1986 erfolgte die endgültige Gestaltung des westlichen Bereiches nach Entwürfen von Anton Stamatov und Helmut Viegas. Ein attraktiver öffentlicher Grünraum bot vielfältige Nutzungsmöglichkeiten. — An den Wasserkaskaden, nach einem Entwurf von Walter Herzog, G. Franek und W. Stockmann gestaltet, lassen sich viele Menschen nieder und kühlen im Sommer die Beine im Wasser. Rosenbeete wurden durch Leuchten effektiv illuminiert. Heute dominieren trockene, nicht bepflanzte Beete. Die weißen Stahlstühle des Berliner Metallbildhauers Achim Kühn luden zum Verweilen ein, so wie heute die neuen Sitzgelegenheiten unmittelbar vor dem Humboldtforum. Dem noch existierenden Original von Achim Kühn nachgebaut, könnten die Stühle den erweiterten Freiraum bereichern und dazu einladen, sie hinzustellen, wo gerade Sonne oder Schatten – je nach Jahreszeit – angenehm ist. Die Beete könnten wieder bepflanzt werden und die beiderseits der Mittelachse entstandenen Sondergärten mit Blütenstauden und Sträuchern vermögen die Artenvielfalt zu stärken und wieder ruhige und beschauliche Rückzugsbereiche zu bieten. — Liegewiesen zum Ausruhen und Picknicken können mit schattigen Bereichen auch in Hitzesommern Schutz geben, so wie das vor der Vernachlässigung des öffentlichen Raumes bereits möglich war. All diese Elemente müssen reaktiviert, ertüchtigt und weiterentwickelt werden, um den grün geprägten Freiraum attraktiv für alle Nutzungsgruppen zu machen. — Weitere Ansprüche an Förderung von Stadtnatur, Biodiversität, Klimaschutz und Klimaanpassung waren Bestandteil der europaweit ausgeschriebenem Wettbewerbsauslobung, die durch die Ergebnisse umfassender Beteiligungsformate mit der Stadtgesellschaft formuliert wurden. — Gegenwärtig arbeitet die landeseigene Grün Berlin GmbH in Zusammenarbeit mit der zuständigen Senatsverwaltung für Mobilität, Verkehr, Klimaschutz und Umwelt an der Umsetzung des Wettbewerbsentwurfes aus der Feder des einstimmig mit einem 1. Preis der Jury gekürten Büros RMP Stephan Lenzen Landschaftsarchitekten aus Köln. Sensibel planen sie gemeinsam mit den Urheberrechte-Inhaber*innen des denkmalgeschützten Marx-

Engels-Denkmal die Einbindung am Original-Standort und die Anpassung an Klimaanforderungen einer möglichst entsiegelten und wasserdurchlässigen Standfläche des berühmten Kunstwerks. — Der weiterentwickelte grüne prägte Freiraum wirkt insgesamt als Ausgleichsfläche für den überproportionalen Versiegelungsgrad des Humboldt-Forums gegenüber und setzt die Anforderungen an eine Klimastadt Berlin um, die zum Wasser hin barrierefrei erschlossen und mit zusätzlichen Baumanpflanzungen gestärkt wird. Auch hier unterstützen geplante zusätzliche Sitzmöglichkeiten den Blick über die Spree hinaus, und vielfältiges Grün ermöglicht einen entsprechenden Sauerstoffausgleich nach dem Museumsbesuch. — Freiraumausstellungen und Lehrpfade können das kulturelle Leben rund um den Fernsehturm für Berlinerinnen und Berliner aber auch für den Tourismus zu einem spannenden Ort der Zeitgeschichte machen und das Thema Klimastadt Berlin besonders hervorheben. Die Aufgabe des Wettbewerbs für einen solchen Zukunftsausblick wurde im Januar 2021 europaweit als freiraumplanerischer Ideen- und Realisierungswettbewerb in zwei Phasen ausgeschrieben. Aufgabe der 1. Phase war es, eine Vision 2040 für den Gesamttraum zu entwerfen, die eine gestalterische Haltung aufzeigt und sich zu den «10 Bürgerleitlinien für die Berliner Mitte» positioniert. In der 2. Phase war die Umsetzung der eingereichten Vision als Gesamttraum wie auch in den Teilbereichen aufzuzeigen und das Konzept anhand der Vorgaben dieser Auslobung zu konkretisieren: Im Ideenteil sollte das Wettbewerbsgebiet in einem Zwischenzustand im Jahr 2030 dargestellt werden. Die Realisierungsteile waren in ihrer konkreten Umsetzung ab 2024 zu verdeutlichen. All dies ist bereits durch das Büro RMP Stephan Lenzen Landschaftsarchitekten erfolgt, das dafür einen entsprechenden Auftrag durch die Öffentliche Hand erhielt. — Auch nebenan gab es vor dem unrühmlichen Ende des Wettbewerbs- und Werkstattverfahrens ohne einen eindeutigen 1. Preis gute Ansätze, den Grünanteil am dicht beplanten Molkenmarkt deutlich zu erhöhen. Nun muss die Politik liefern und die entsprechenden Haushaltsmittel für die schrittweise Umsetzung der Projekte in der inneren Stadt bereitstellen, damit die ersten konkreten Maßnahmen der Klimastadt im Herzen Berlins bis 2030 und dann kontinuierlich bis 2040 wachsen und gedeihen und umgesetzt werden können.

THERESA KEILHACKER ist freischaffende Architektin und Präsidentin der Architektenkammer Berlin. 2014 wurde sie in die Kommission für nachhaltiges Bauen (KnBau) am Umweltbundesamt berufen. 2022 wurde Theresa Keilhacker in den Klimaschutzrat und in den Expert*innen-Rat des Climate Change Center (CCC) Denkmal im Grünen berufen.

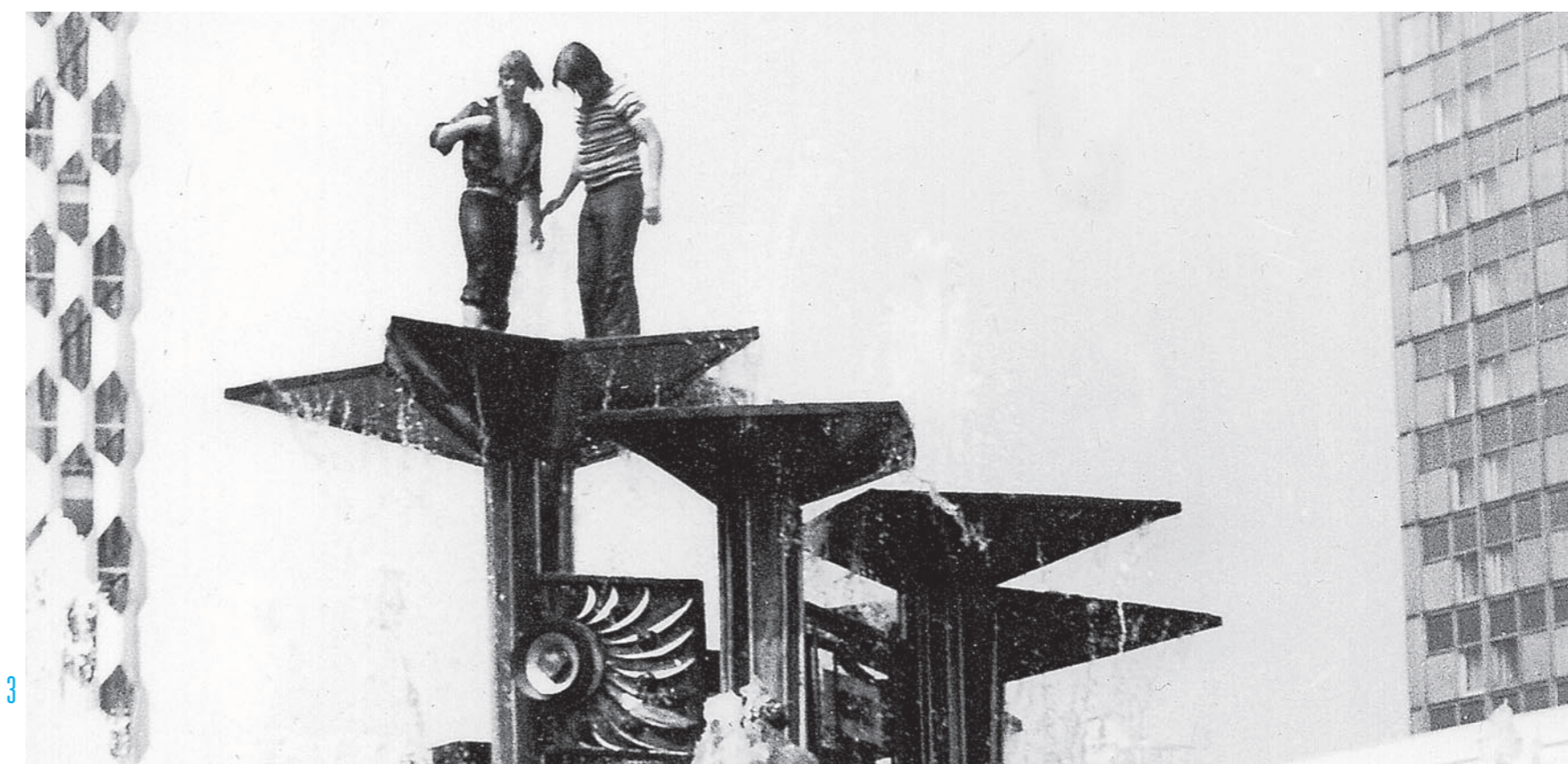
Die Geschichte der Freiflächen unterhalb des Fernsehturms liest sich für viele als spannende Erzählung postmoderner Bauweise im Berliner Osten. Wie sich die disparaten Architekturen und Freiräume zwischen Alexanderplatz und Rotem Rathaus zu einer

plausiblen Idee von Stadtraum verbinden lassen, ist in den Jahrzehnten nach der Wiedervereinigung ein Dauerbrenner in der Berliner Stadtentwicklung. Ein Fokus in den Debatten zur Neuen Historischen Mitte, zum Marx-Engels-Forum lässt sich bis heute allerdings nicht ausmachen. Einer der größten innerstädtischen Plätze Deutschlands wirkt unter Verwertungsdruck und geschichtspolitischen Deutungsansprüchen seltsam zerrissen. Überfordert von dem, was der Platz sein soll oder sein kann, erscheint er undefiniert und ohne Identität. Eine Projektionsfläche für die innerstädtische Stadtplanung, Denkmalschutz und Leute, die Stadt neu denken und gestalten wollen. — Kunst und Stadtraum — Mit unserem Format KISR – Kunst im Stadtraum, spüren wir die alltäglichen und sozialen Geschichten immer wieder wechselnder Quartiere auf, machen sie nahbar und zugänglich. Am Hansaplatz (KISR Hansaplatz, 2018-2019), dann an der Karl-Marx-Allee (KISR Karl-Marx-Allee, 2020-2021) und nun in der Ausgabe entlang der Leipziger Straße (KISR Leipziger Straße, 2023-2025) werden jenseits der Architektur und Verkehrsplanungen neue Wege der Raumforschung gesucht. KISR vermag auf seine Weise die ästhetische Produktion von Raum zu beeinflussen, die über die gebaute und funktionale Erscheinung hinausgeht und neue Zusammenhänge freilegt und einführt. — Kunst im Stadtraum hat seit Jahren begonnen, sich zu emanzipieren. Sie hat sich befreit von der Vorstellung, nur urbane Anwendungspraxis zu sein oder nur Kontext zu liefern für ein übergeordnetes Vorhaben städtischer Planungen. Sie hat sich selbst zu einem politischen, sozialen und vor allem ästhetischen Handlungsfeld und eigenen Konfliktfeld gewandelt, das durchaus öffentlich ausgetragen wird. Mehr denn je beobachten wir, dass Kunst öffentliche Räume nicht nur verändern will, sondern selbst neue Raumordnungen zu schaffen vermag. — Die zentrale Freifläche zwischen Alexanderplatz und Rotes Rathaus zusammenzudenken, greifen Künstler*innen in den letzten Jahren häufig auf. Nicht nur der viel diskutierte Entwurf von Albert Weis für das Lutherdenkmal oder das Bodendenkmal für Moses Mendelssohn von Micha Ullmann wurden für diesen Stadtraum geschaffen, auch temporäre Kunstprojekte entstehen hier immer wieder. — Wir haben unsere Mitglieder der Kommission Kunst am Bau und im Stadtraum von Berlin Mitte und freischaffende Künstler*innen und Kurator*innen gefragt, wie sie einen Umgang mit Kunst für diesen Stadtraum sehen und einschätzen.

UTE MÜLLER-TISCHLER, Kunsthistorikerin und Fachbereichsleiterin Kunst, Kultur und Geschichte und Mitglied in der Kommission Kunst am Bau und Stadtraum des Bezirksamts Mitte von Berlin.

Kunst kann Versäumnisse nicht korrigieren. — Der Alexanderplatz weist mit seinem markantesten Gebäude, dem Fernsehturm, aus allen Himmelsrichtungen den Weg in die Berliner Innenstadt. Er ist Verkehrsknotenpunkt und Fußgängerzone, Einkaufszentrum, Freizeittätte und historischer Ort. Seine Bebauung und Sehenswürdigkeiten zeugen von über vier Jahrhunderten deutscher Geschichte. Gemälde, Filme, Fotografien und Bücher haben ihm Denkmale gesetzt. In den jüngsten Jahren, im Zug der Klimaveränderung, zählt der Alexanderplatz während sommerlicher Hitzewellen zu den heißesten Arealen Berlins. — Für diesen berühmten Ort von Seiten der Politik und Verwaltung Kunst anzuregen, ist meines Erachtens nicht notwendig. Sinnvoller scheint es mir, die zahlreichen Künstler und Künstlerinnen, die ohnehin an Projekten auf oder unter dem Platz (oder generell zu diesem Platz arbeiten), bei der Verwirklichung zu unterstützen – rechtlich, verwaltungstechnisch, finanziell. — Kunst kann auf dem Alexanderplatz keinesfalls die Versäumnisse von Stadtentwicklung und Bauherren korrigieren. Doch sollten sich Land und Bezirk hier durchringen, mit Begrünung und Entsiegelung das Stadtklima zu verbessern, werden sich gute Gelegenheiten bieten, Künstler und Künstlerinnen einzuladen. Kunst, Biologie und weitere Wissenschaften haben in den vergangenen Jahren äußerst produktiv zusammengefunden.

CLAUDIA WAHJUDI Kunstdramaturgin, Freie Autorin und Mitglied der Kommission Kunst am Bau und im Stadtraum des Bezirksamts Mitte von Berlin



Ein Potenzial für Kunst und Gesellschaft — Nach Gewaltherrschaft und Krieg ist in der historischen Mitte von Berlin, zwischen dem Alexanderplatz und dem Spreeufer, ein besonderer Stadtraum entstanden, der auf eine kapitalistische Verwertung von Raum mit der Öffnung der Stadt zur gesamten Gesellschaft antwortet: statt Enge und Eingrenzung, Weite und Offenheit, Licht und Luft, eine gestaltete Fläche für das Verweilen und das Erleben im Raum. Dieser offene Raum begründet Austausch und Kommunikation, fördert fluide künstlerische Prozesse und Begegnungen zwischen den Menschen. Es ist ein Stadtraum der Möglichkeiten. Der kleinteiligen Privatisierung folgte in der historischen Mitte von Berlin eine großzügige Stadtplanung in der Nachfolge der klassischen Moderne. Hier präsentiert sich der öffentliche Raum als ein Potenzial für die Öffentlichkeit und damit vor allem auch für die Kunst. Als eine Plattform für künstlerische Aktionen ist dieser zentrale Stadtraum bislang noch nicht hinreichend genutzt worden. Seine Möglichkeiten wurden durch Baustellen und kommerzielle Veranstaltungen bislang stark eingeschränkt. Gegenüber Bestrebungen einer Reprivatisierung und damit einhergehenden Ausschlüssen und Grenzsetzungen, wie sie sich beispielhaft an der retrospektiven Neubebauung des Römerberg-Zentrums in Frankfurt/Main darstellen, müssen in der historischen Mitte von Berlin die künstlerischen und gesellschaftlichen Potenziale erkannt und gefördert werden. Das sollte im Rahmen einer ersten experimentellen Phase von fünf Jahren auf dem Wege öffentlicher Ausschreibungen erprobt und nicht durch einen permanenten diskursiven Prozess begleitet werden. Kunst braucht offenen Raum. Raum für Kunst im Stadtraum muss ein kollektiver Raum sein. Der Stadt-Frei-Raum in der historischen Mitte von Berlin ist Potenzial für die Kunst und die Gesellschaft zugleich. Dieses Potenzial darf nicht vordergründigen Verwertungsstrategien geopfert werden, sondern sollte vielmehr der Gegenstand transdisziplinärer künstlerischer Perspektiven sein.

BRITTA SCHUBERT und **MARTIN SCHÖNFELD**, Büro für Kunst im öffentlichen Raum, Kulturwerk des bbk berlin und Mitglieder der Kommission Kunst am Bau und im Stadtraum des Bezirksamts Mitte von Berlin

Sondernutzungszone Kunst — Kunst hat das Potenzial, uns für unsere Umgebung sensibler zu machen, und kann ein Weg sein, um das, was schon da ist, zu schätzen. Wenn wir uns diesem Ort mit einer ähnlichen Sensibilität nähern, wie wir es bei der Kunst tun würden, können wir sehen, wie viele Abläufe hier bereits stattfinden. Hier ist Platz für spontane Begegnungen, Grün durchbricht die Risse des Asphalt, der Fontänenklang wirkt beruhigend, der Schatten des Fernsehturms ist ein langsamer Sekundenweiser. Der Ort ist eine Atempause, die meiner Meinung nach nicht zu starr durch neue Architekturen oder große politisch motivierte Interventionen eingerahmt werden sollte. — Stattdessen sollte er in seinem Wesen ein Freiraum bleiben, der freies Denken und künstlerische Prozesse fördert, indem er zur Sondernutzungszone erklärt wird, in der die Gesetze rund um Kunst im öffentlichen Raum aufgeweicht, vielleicht sogar vorübergehend aufgehoben werden. Ich glaube, dass es nicht nötig ist, eine neue Infrastruktur einzuführen, sondern dass es nachhaltiger wäre, ein engagiertes Verständnis für die Prozesse, die hier von selbst entstehen können, zu praktizieren und sie sanft zu begleiten und zu fördern.

CLEO WÄCHTER, Künstlerin und wissenschaftliche Volontärin im Sachgebiet Stadtkultur, Fachbereich Kunst, Kultur und Geschichte im Bezirksamts Mitte von Berlin

Einen holistischen Blick über die räumliche Gestaltung hinaus — Das Projekt GURl (Gendered Urban Landscapes) begann im vergangenen Jahr mit einem Aufenthalt am ZK/U-Zentrum für Kunst und Urbanistik, bei dem geschlechtsspezifische Vorurteile im öffentlichen Raum untersucht wurden. Der Alexanderplatz wurde ausgewählt, um die Beziehung zwischen konsumorientierten Räumen und den damit verbundenen relativen Freiheiten für Teenager-Mädchen und junge Menschen mit einer marginalisierten Geschlechtsidentität zu untersuchen. Dort traf ich auf eine K-Pop-Tanzgruppe, die regelmäßig unterhalb des Fernsehturms tanzt. Das war etwas ganz Besonderes: Ein seltener öffentlicher Raum, der hauptsächlich von Mädchen im Teenageralter genutzt wird. Ich lernte die Tänzerinnen durch Gespräche und durch Zusammenarbeit kennen, indem ich mit ihnen die Stimmung auf dem Platz mit Emojis kartierte, um so den Alexanderplatz durch ihre Augen zu sehen. Sogar in diesem scheinbar inklusiven Raum gibt es Themen der Belästigung, so sagte eine Tänzerin: «Es ist ein schöner Platz, das Problem sind die Leute.» Wenn wir über die Zukunft des Ortes nachdenken, müssen wir einen holistischen Blick über die räumliche Gestaltung hinauswerfen und Wege finden, die tief verwurzelten Strukturen von Privilegien und Unterdrückung aufzubrechen, die diesen Ort für einige sicher machen und für andere nicht. **ABB. 2**

CARMEL KEREN, Künstlerin, Stadtplanerin und Forscherin, ZK/U-Fellow 2022

Neustrukturierung — Diesen Vorschlag **ABB. 1** für die Neustrukturierung des Areals haben der Architekturkritiker Falk Jäger und ich vor über zehn Jahren gemacht, und ich finde, er ist immer noch aktuell. Unser Entwurf für ein lebendiges Stadtquartier vor dem Roten Rathaus setzt den Gedanken des Stadtraumes fort, orientiert am ehemaligen Molkenmarkt, an der Spandauer Vorstadt oder an der Umgebung um die Französische Straße. Die Stadtmitte war immer kleinteilig bebaut, so könnte sie auch wieder entwickelt werden: Eine urbane Atmosphäre mit hoher Aufenthaltsqualität, ein Stadtteil mit guten, haptischen Details und gemischter, lebhafter Nutzung, kleinteilig, parzelliert, human, realisiert von vielen Architekten mit eigenen, teilweise kontrastreichen Handschriften. Das ist das, was Berlin an dieser zentralen Stelle braucht — eine urbane Stadtmittel mit einem guten künstlerischen Konzept.

SERGEI TCHOBAN, Architekt und Mitglied der Kommission Kunst am Bau und im Stadtraum des Bezirksamts Mitte von Berlin

Ain't this perhaps California – afterall? — Zwei künstlerisch-sportliche Beispiele zum Umgang mit dem Freiraum um den Ost-Berliner Fernsehturm — Eins: Der fiktionale Dokumentarfilm *This Ain't California* (2012) des Regisseurs Marten Persiel schildert die Geschichte dreier Jugendlicher, die in der DDR bereits mit jungen Jahren das Rollbrett-Fahren (ostdeutsch für «Skateboarden») für sich entdeckten, immer weiter professionalisierten und schließlich ein Teil der internationalen Szene wurden. Treffpunkt jener Rollbrettfahrer war die Fläche um den Fernsehturm herum. Diese Betonwüste, die Ausläufer des Turmes, eigneten sich ausgezeichnet für das Üben und Ausprobieren diverser Rollbrett-Figuren und Choreografien. Eine Subkultur lebte hier in den 1980er Jahren ihre Freiheitsliebe aus und setzte diese dem repressiven DDR-Staat entgegen. — Zwei: Im Rahmen des diesjährigen Wettbewerbs «Kunst im Untergrund 2022/23» wurde neben fünf weiteren Beiträgen *Core of Genesis*, ein künstlerisch umgesetztes Wrestling-Match des Kollektivs *Liminal Beast of Prey* ausgewählt, das den Auftakt des zweimonatigen Festivals bildet. Im «Bermuda-Dreieck» zwischen Rotem Rathaus, Neptunbrunnen und Marx-Engels-Forum sowie im Schatten des Fernsehturms schlüpft das «Liminal Beast» in die Ritzen der bizarren urbanen Realitäten und präsentiert eine eigenwillige, energiegeladene Show, die Raum für oft unsichtbare Erzählungen gibt, queere Identitäten feiert und postkapitalistische Sehnsüchte zum Ausdruck bringt. — Ein Gedankenexperiment: Eignen sich diese beiden Beispiele vielleicht als Vorbilder für den zukünftigen Umgang mit dem Gebiet um den Fernsehturm herum? *Ain't this perhaps California – afterall?* **ABB. 3**

SANDRA TEITGE, freie Kuratorin und Mitglied der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst (ngbk) und der Arbeitsgruppe Kunst im Untergrund

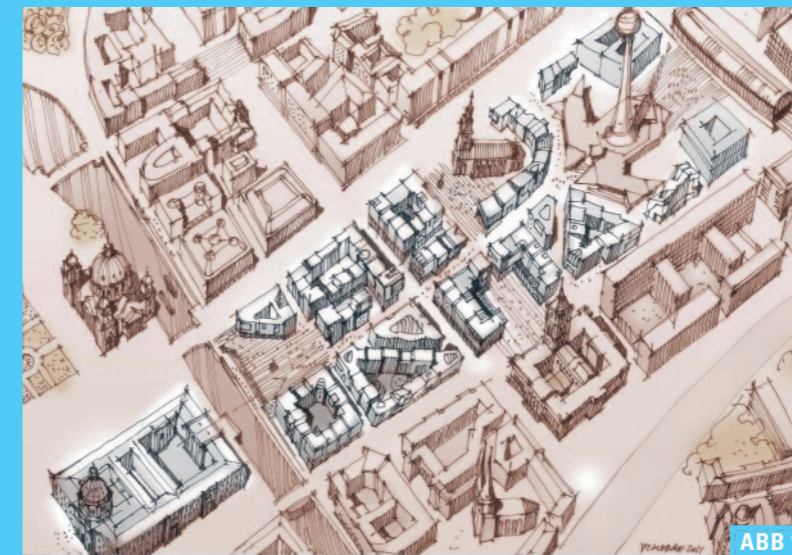


ABB 1

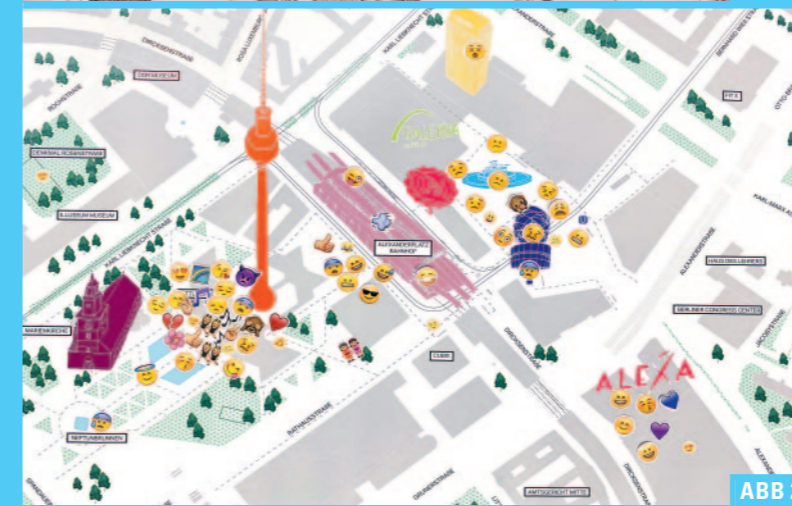


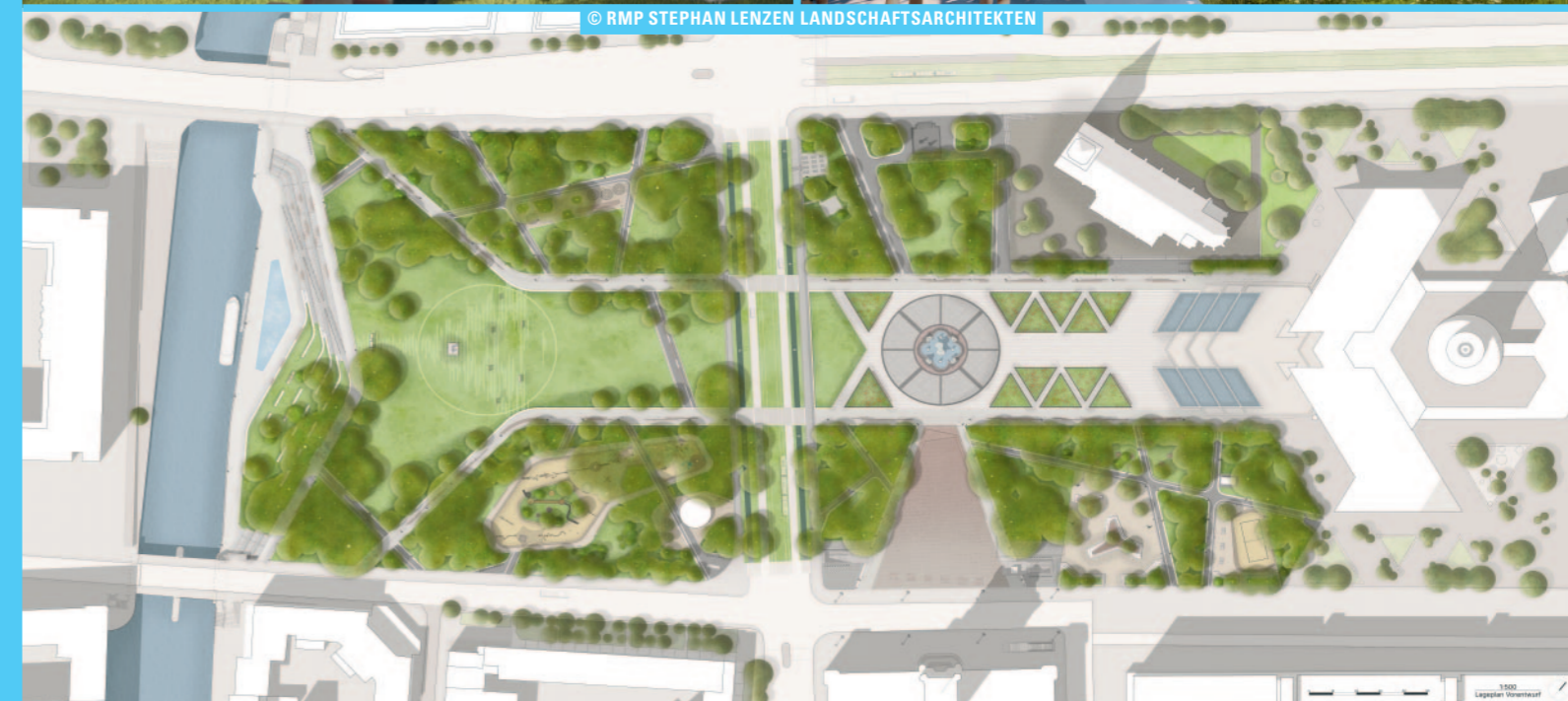
ABB 2

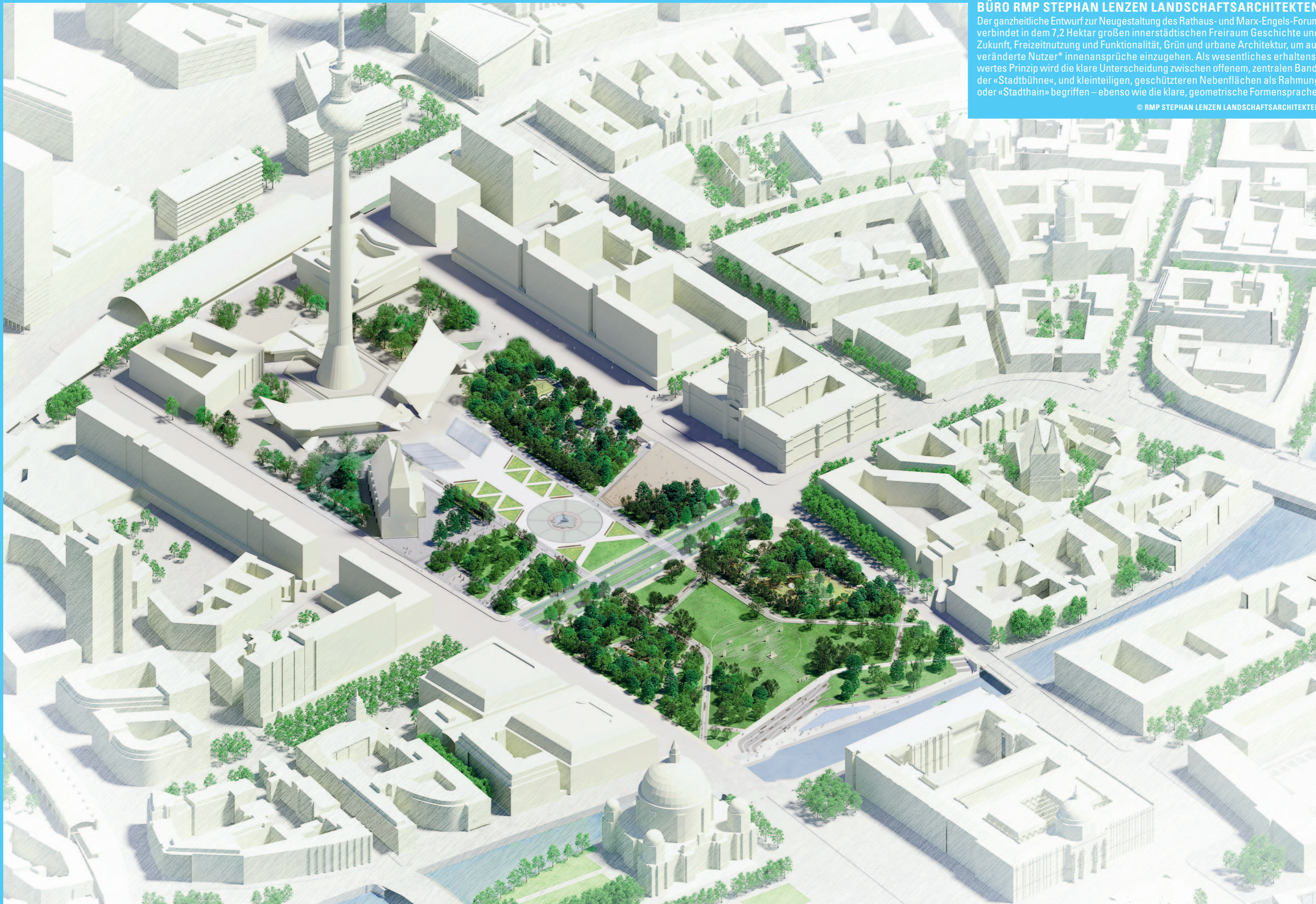


ABB 3



© RMP STEPHAN LENZEN LANDSCHAFTSARCHITECTEN





BÜRO RMP STEPHAN LENZEN LANDSCHAFTSARCHITEKTEN

Der ganzheitliche Entwurf zur Neugestaltung des Rathaus- und Marx-Engels-Forum verbindet in dem 7,2 Hektar großen innerstädtischen Freiraum Geschichte und Zukunft, Freizeitanutzung und Funktionalität, Grün und urbane Architektur, um auf veränderte Nutzer* innenansprüche einzugehen. Als wesentliches erhaltenswertes Prinzip wird die klare Unterscheidung zwischen offenem, zentralem Band, der «Stadt Bühne», und kleinteiligen, geschützteren Nebenflächen als Rahmung oder «Stadthain» begriffen – ebenso wie die klare, geometrische Formensprache.

© RMP STEPHAN LENZEN LANDSCHAFTSARCHITEKTEN

KEIN KLARES BILD ABER EIN SCHÖNES PUZZLE

Flanieren und beobachten: Wer Zeit auf dem Alexanderplatz und im Freiraum verbringt, sieht all die Widersprüchlichkeiten und das Chaos und die Schönheit. — Kathrin Gerlof und Gisela Zimmer haben sich dort einen halben Tag bei Sonnenschein und Markttrubel herumgetrieben. Ein eher seltenes Vergnügen. — **Kathrin:** Wir sitzen auf dem Alexanderplatz, auf der Treppe vor Primark. Im Rücken der Konsumrausch, vor uns der klassische Budenzauber auf



dem Platz. Gestern war Himmelfahrt, bald ist Pfingsten. Wir hatten schon beim Herlaufen über den ersten Grundkonflikt gesprochen. Ich habe gesagt, ich fühle meist so eine Art Hassliebe. Ich empfinde den Platz als kramig, schmutzig, laut. Andererseits sehe ich, dass er ein Angebot für Menschen ist, die es nicht so dicke haben – mal ganz einfach gesprochen. — **Gisela:** Wahrscheinlich ist das so. Ich überlege immer noch: Diese kleinen weißen Buden, die hier stehen, sehen ganz anheimelnd aus. Nicht so schlimm, wie dieser Holzbudenzauber, den es hier sonst gibt. Der großartige Brunnen von Womacka ist zugebaut, das ist schade. Und natürlich habe ich das Gefühl, auf diesem Platz gibt es seit Jahr und Tag diese schrecklichen Baustellen. Mich lädt der Platz nicht zum Verweilen ein. — **Kathrin:** War das früher anders? — **Gisela:** Da, wo jetzt Primark ist, war früher ein Restaurant. Viel schöner also. Ich habe hier oft gegessen, häufig am Springbrunnen. Und klar, die Weltzeituhr war mein Verabredungsort, wenn jemand von außerhalb der Stadt kam. Mir hat gefallen, wie sich auch von hier aus gesehen das Kaufhaus zur Linken ausbreitet, die Kugel des Fernsehturms in den Blick schiebt. Jetzt aber schreit der ganze Platz: Leute, kommt und kauft! — **Kathrin:** Das stimmt. Und das ist mein größter Kummer. Wenn du Sichtachsen sagst: Da wird uns manches angetan zum Beispiel zur Rechten das «Alexa». Das ist einfach nur schrecklich. Wir haben in den vergangenen dreißig Jahren einige Zumutungen dazubekommen. — **Gisela:** Das Alexa ist wirklich einfach nur grauenvoll. Ich denke immer: Hier fehlt eine Hand, die da drüber schwebt und das sollte nicht die mit dem meisten Geld sein. Ich finde das Ensemble einfach nicht mehr. Hat natürlich auch etwas mit den Bauzäunen zu tun, die geradezu zum Mobiliar gehört. Wenn ich jetzt komme, steige ich aus der S-Bahn, quere den Platz und will schnell wieder weg sein.

Kathrin: Jetzt sitzen wir uns gegenüber. Ich sehe durch den Womacka-Brunnen auf dem Alexanderplatz – der heute erstaunlich schön aussieht, kaum Müll drinnen – auf das Haus der Statistik und das einstige Haus des Reisens. Dort ist für mich das Eintrittstor zum Alexanderplatz und das Haus der Statistik ist ja jetzt schon ein

sehr spannendes Projekt. — **Gisela:** Ich sehe den Fernsehturm und davor den S-Bahnhof. Diesen Blick liebe ich. Der Fernsehturm ist so ein schönes Wahrzeichen. Hierher strömen die Tourist*innen. Die Straßenbahn fährt durch mein Blickfeld. Ich finde weiterhin nicht schön, auch wenn es historisch begründet ist, dass hier über diesen so viel belauften Platz die Straßenbahnen fahren. Gefährlich irgendwie. — **Kathrin:** Hier habe ich zum ersten Mal Schilder gesehen, auf denen steht: Vorsicht, eine Bahn kann die andere verdecken. Man müsste dazu schreiben: Vorsicht, eine Touristin kann einen Touristen verdecken, weil man eigentlich ständig in Leute reinläuft, die eben den langsamen Gang der Flanierenden haben, während man selbst einfach nur von A nach B will. Und zwar schnell. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass in der Zeit der sogenannten Flüchtlingskrise ab 2015 dieser Platz für sehr viele Ankommende, Traumatisierte, Verwirrte einer der Haupttreffpunkte war. Vor allem die Jüngeren haben sich hier getroffen. Und fragte man die, dann haben die gesagt: Der Platz sei schön und er gebe ihnen Sicherheit in der Gruppe. — **Gisela:** Kann ich nachvollziehen. Man hat hier das Gefühl von Welt. Wer die Stadt besucht, wird sagen: Wenigstens einmal muss ich auf dem Alexanderplatz gewesen sein. Das ist ein Platz auch für Menschen, die kein dickes Portemonnaie haben. Hier verlaufen sich Statusunterschiede. Ich mag auch die Musikerinnen und Musiker. Alles hat etwas angenehmes Chaotisches. — **Kathrin:** Wir werden gleich den S-Bahntunnel durchqueren – diese Tonnenbahnhöfe haben ja wirklich Charme. Dann laufen wir an der winzigen Kneipe Besenkammer vorbei, ein Original. Läuft man da lang, sieht man, dass dieser Platz von sehr verschiedenen Menschen gebraucht wird. Wohnungslose, Punkerinnen, Trinker, Reisende, Schnäppchenjäger, Teenagergruppen. Das alles hält der Platz immer aus. Viel besser als diese gentrifizierten hübschen Plätze, wie zum Beispiel der Kollwitzplatz, wo der Wohlstand zu Hause ist und die Armut keinen Platz hat. Das ist doch ein Qualitätsmerkmal, wenn ein Platz das alles tragen und halten kann oder? — **Gisela:** Das stimmt. Und wer sitzt hier am Brunnen? Das ist ja wirklich sehr gemischt. — **Kathrin:** Na die meisten sind touristisch unterwegs. Man sieht an der ent-

spannten Haltung, wie manche hier so fast liegend lümmeln. Das ist ein Verweilort. Ich setz mich hier nie hin. Vielleicht machen Berlinerinnen das sowieso nicht. — **Gisela:** Als wir von Primark hierher gegangen sind, ist mir nochmal aufgefallen, dass Müll auf solchen Plätzen eben wirklich ein großes Problem ist. — **Kathrin:** Das ist schon ein Ausdruck der Warengesellschaft, Konsumgesellschaft. Plastik, Kippen, Büchsen, Fastfood-Verpackungen – das ist ja eine einzige Kaufmeile hier. Und aus meiner Sicht ist dies eben auch das ganz große Manko dieses Platzes. — **Gisela:** Früher mochte ich das Kaufhaus. — **Kathrin:** Das wird wahrscheinlich durch die geplanten Hochhausbauten final abserviert. Was schade ist. Aber so ist es nun mal mit der Stadtplanung. Kollateralschäden werden zu wenig bedacht.

Gisela: So, jetzt sitzen wir an den Wasserspielen, zu Füße des Fernsehturms. Ich ärgere mich, seit er da steht, über den zugigen Kasten da hinten. — **Kathrin:** Du meinst das Schloss. Da haben wir gar keinen Diszens. Ich traure, dass es gelungen ist, dieses Ding durchzudrücken. Aber die Wasserspiele sind schön. — **Gisela:** Ich mag diese Seite sowieso viel lieber. Die Bäume sind groß geworden. Das ist wirklich eine grüne Oase. Ich erinnere mich an die Espresso-Bar – heute Spielbank. Nicht so schön. Aber diese Terrassen hier. Das ist beruhigend. Und ein Ort für alle. Kinder dürfen hier rumrennen. Und mir fällt wieder mal auf, dass es gut und reichlich Sitzgelegenheiten gibt. — **Kathrin:** Für mich endet der Weg ja meistens am S-Bahnhof. Hier quere ich höchstens, wenn ich Richtung Friedrichstraße laufe. Deshalb fällt mir erst heute auf, dass hier Volleyball gespielt werden kann. Das ist ja grandios. DAS stelle ich mir unter Freiraum vor. Wenn so etwas möglich ist. Es gibt sogar eine City-Toilette. — **Gisela:** Pissoir steht dran. Sehr schön. — **Kathrin:** Das ist ja auch oft ein großes Manko in Innenstädten. Wohin gehen, wenn es ein Bedürfnis gibt. — **Der große Wermutstropfen:** Dieser ganze Platz ist verkehrsumtost. Die Rathauspassagen halten uns zum Glück die Grunerstraße vom Leib. Das ist gut. — **Gisela:** Die Rathauspassagen waren ja mal eine Meile mit richtig guten Geschäften. Jetzt ist es weitaus

ramschiger. Bis 89 galt das als edle Ecke. Mir gefällt der Blick auf das schöne Rote Rathaus und auf die Marienkirche. Allerdings ist zu viel versiegelt, finde ich. Und frage mich, ob man das heute auch so großflächig machen würde. — **Kathrin:** Dürften wir mitbestimmen, entschieden wir für weniger Steine und mehr Grün. Und vergrößerten die Rabatten hin zum Neptunbrunnen. Aber die Sichtachse von hier auf den Brunnen ist schon toll. — **Gisela:** Ich bin trotzdem erstaunt, wie sehr der Platz die Verkehrsgeräusche schluckt. — **Kathrin:** Wir sitzen ja auch direkt an den Wasserspielen, die über-tönen alles. Würdest du über diesen Platz auch angstfrei nachts um zwei laufen? — **Gisela:** Da fragst du was. Ich denke, hier sind immer Menschen. Aber trotzdem. Ich gehe nachts nicht mehr über solche Plätze. Das hat wohl mehr mit der Zeit als mit dem Platz zu tun. — **Kathrin:** Wir werden ja nachher noch zur Polizeiwache gehen und mit den Leuten dort reden. Ich finde, das hat schon ein Gefühl von größerer Sicherheit mit sich gebracht. Aber eins stimmt auch für mich: Ich würde mich hier nie in einer warmen Nacht mit einer Freundin auf ein mitgebrachtes Wegebier verabreden. Und wenn ich nachts aus Richtung Westen komme, laufe ich Unter den Linden lang und nicht über den Platz. — **Gisela:** Anders die Terrassen am Humboldtforum runter zur Spree. Da würde ich sitzen. — **Kathrin:** Dann machen wir das demnächst mal. Du weißt, hier hat es den Ver-

such der Bürgerbeteiligung gegeben. — **Gisela:** Ich hoffe, die Verbindung zwischen Gestern und Heute wird nicht zugunsten der Altstadtfreunde entschieden. Ich komme aus Potsdam. Dieses Historisierende ist schrecklich. Und unmutig. Wie dieses Schloss da hinten. Ein Ort, den nicht mal der König mochte, für den er gebaut war.

Kathrin: Jetzt haben wir uns bis an die Spree gearbeitet. Im Rücken Marx und Engels, die uns den Kapitalismus erklärt haben, und vor uns sehen wir am Schloss, was der Kapitalismus anrichtet. Wir sehen aber auch, wie sich der Platz runter zur Spree sanft absenkt. Hier bin ich ganz selten. Und stelle fest: Auch hier ist es sehr grün. Hat was Parkähnliches. — **Gisela:** Schön, ja. Trotzdem eilen die Leute ziemlich schnell rüber. Es gibt auch weniger Sitzmöglichkeiten. Und vielleicht können sie mit Marx und Engels gar nichts mehr anfangen. Wir sehen ja zum Glück nur die moderne Seite des Humboldt-Forums. Links das Nikolaiviertel. Wo wirklich echte Menschen leben. Aber hier, das gebe ich zu, bin ich nicht oft. — **Kathrin:** Dass hier überhaupt gewohnt wird. Rathauspassagen, Nikolaiviertel, Liebknechtstraße, ist ein Benefit, finde ich. Orte verlieren unglaublich, wenn nicht mehr gewohnt werden kann. — **Gisela:** Dort an der Seite stehen die Touristenbusse. Das muss man alles natürlich auch aushalten, wohnt man im Nikolaiviertel. Aber doch, wenn hier der

Blick schweift, das ist gut. Das Schloss kriegen wir nicht weg. — **Kathrin:** Der Platz des Marx-Engels-Forums ist schön gepflastert, hat Struktur. Aber Picknick würden wir beide hier nicht machen, nebenan auf den Grünflächen. — **Gisela:** Nee, das nicht. Dafür ist es dann doch nicht einladend genug. — **Kathrin:** Obwohl wir sehen: Dort spielen ein paar Kids Fußball. Touristen fahren in dieser wackligen Ich-kann-das-gar-nicht-Art auf ihren geliebten Fahrrädern, es gibt Bänke und Schattenplätze, wo sich kleine Gruppen aufhalten. Die Menschen dürfen über die Wiesen laufen. Es stehen keine Schilder, die das verbieten. Wir sind bei Primark gestartet und hier fühle ich mich jetzt am wohlsten. — **Gisela:** Es ist erstaunlich still. Obwohl ringsum die Stadt tobt. Durchatmen. In den Stadtplan schauen, wo man als nächstes hinlaufen möchte. Das hier ist wirklich die Mitte. — **Kathrin:** Das legen wir jetzt mal so fest.

GISELA ZIMMER ist Journalistin, lebt in Potsdam und schreibt u.a. für die Zeitung »OXI Wirtschaft anders denken«. Als Hörfunkjournalistin hat sie in der DDR beim Jugendradio DT 64 gearbeitet, später beim Fernsehen, wo sie Sendungen redaktionell verantwortete und moderierte.

KATHRIN GERLOF ist Journalistin und Autorin. Sie ist Chefredakteurin der Monatszeitung »OXI Wirtschaft anders denken«, schreibt u.a. für den »FREITAG« und »tagebuch.at«. Ihre Romane erscheinen beim Berliner Aufbau-Verlag.

UND DANN WURDE DER ALEXANDERPLATZ GEFEGT

TOM STROHSCHNEIDER

DIE WELTFESTSPIELE VON 1973, VIERFACH GESCHIEDENE GESCHICHTE UND DIE ANHALTENDEN DEBATTEN ÜBER ERINNERUNG

Vor zwei Jahrzehnten veranstaltete die Bundeszentrale für politische Bildung im Roten Salon der Volksbühne eine Rückschau auf die Weltfestspiele von 1973 in der DDR. Ein Jubiläum, 30 Jahre, und eine Staatsauflösung danach, ein Gespräch mit Dabeigewesenen – zu dem eine Zeitung seinerzeit anmerkte, neben vier «westdeutschen Festspiel-Veteranen» seien «nur zwei ostdeutsche Zeitzeugen»



eingeladen gewesen; und diese hätten sich an alles «eigentlich anders erinnern» wollen. — Worum es bei diesem «anders» in der Sache ging, muss hier keine Rolle spielen. Schon in der Anordnung steckt das Ganze: Wer wird zum Sprechen eingeladen, wer nicht, wer bekommt so Hoheit über das Vergangene, wessen Perspektive darauf gilt als vertretbar und wer entscheidet darüber, was das ist? — 20 Jahre nach besagter Diskussion in der Volksbühne ist diese Debatte nicht abgeschlossen. Von einem immer noch heftigen Streit zu sprechen, wäre wohl angemessener; nicht nur, wenn es um zwei aktuelle Bücher geht, die über die DDR zu berichten vorgeben (Katja Hoyer) oder ostdeutsche Identitäten in Abgrenzung zu westdeutschem Nachwende-Handeln konstruieren (Dirk Oschmann). — Besonderen Hang zur Differenzierung wird man beiden Sichtweisen nicht unbedingt unterstellen wollen; zwei Bücher, die man vielleicht eher aufmerksamkeitsökonomisch verstehen sollte und die keineswegs exemplarisch für den individuellen oder historiografischen Blick zurückstehen. Es gibt nämlich noch viele Bücher darüber. — Der Erfolg von Hoyer und Oschmann, der sich darin ausdrückt, dass alle darüber reden, sagt natürlich trotzdem etwas Allgemeingültiges über diese vierfach geschiedene Geschichte aus geteilter Vergangenheit und getrenntem Aufarbeiten aus: Sie vergeht einfach nicht. Und sie wird auch dann nicht vergehen, wenn bald der Zeitraum seit der Friedlichen Revolution länger ist als die gewesene DDR an Jahren überdauerte.

Zurück zu den Weltfestspielen, besser: zum Roten Salon der Volksbühne. Es wohnte der (damals noch klaglos hingenommenen reinen) Männer-Runde etwas Weltfestspiel-Typisches inne. Besagte Zeitung sprach von einer «pubertären Perspektive», dadurch verstärkt, dass der Moderator, auch er ein Zeitzeuge, «geradezu obsessiv auf den sexuellen Aspekten des Festivals beharrte». Das Motiv steckt auch drin in der Rede vom «roten Woodstock», die Ilko-Sascha Kowalczyk unlängst als Behauptung zurückgewiesen hat. Und mehr noch im geflügelten Wort von den «Weltbettspielen», von dem

in Gerd Dietrichs dreibändiger Kulturgeschichte der DDR zu lesen ist. — Dass in der persönlichen Erinnerung das Wort etwas anders, nämlich als «Feldbettspiele» nachklingt, ist hier nur der Transparenz halber angemerkt – der Autor wurde genau neun Monate nach den Weltfestspielen geboren. Als Bestätigung für den Mythos vom Politikspektakel «samt freier Liebe und folgerichtig anschwellender Geburtenrate», den sich die westdeutsch dominierte Jubiläumsrunde in der Volksbühne schenkelklopfend erzählte, lässt es sich nicht nehmen. Zeitliche Korrelation ist noch keine Kausalität.

Vielleicht war für die «pubertäre Perspektive» der «westdeutschen Veteranen» am 30. Jahrestag der Wunsch ursächlich, den man Vater des Gedankens nennt, so wie er auch darin zum Ausdruck kam, dass sich ein SPD-Bundestagsabgeordneter, ein Protagonist der Westberliner CDU, ein Westjournalist und ein Bundesregierungs-Koordinator für deutsch-amerikanische Zusammenarbeit die Weltfestspiele rückblickend als «Stellvertreter-Schauplatz für die ideologischen Scharmützel der Bundesrepublik» und als «Anfang vom Ende der DDR» zurechtlegten, wie die Zeitung festhielt. — Das waren die Weltfestspiele vielleicht auch, so wie sie vieles und damit zugleich auch vieles nicht waren: «Massenspektakel und Ausnahmetage von großer Ambivalenz», wie es Gerd Dietrich formuliert, «zum einen Propagandashow, Schaufensterveranstaltung, politische Inszenierung und umfangreicher polizeilicher Einsatz; zum anderen jugendliche Begeisterung, Offenheit der Begegnungen, massenhafte private Kontakte und großzügige Förderung von Rock und Pop». — Von einem «Ereignis der Superlative» spricht das Informationsportal «Jugendopposition in der DDR», ein Kooperationsprojekt der Robert-Havemann-Gesellschaft und der Bundeszentrale für politische Bildung. Beim Wort «Superlative» wird der eine etwas hören, was die andere so nicht erinnert und eine Dritte missverstehen könnte. Klingt das nicht zu positiv? — Oder andersherum: Sind es nicht wahrlich Superlative der Repression und Verfolgung, wenn die DDR-Staatssicherheit in den

Monaten vor den Weltfestspielen über 6.600 Ermittlungsverfahren wegen «asozialen Verhaltens» losgetreten hatte, um Reisen «negativer Personen» nach Berlin zu verhindern? Tausende wurden kontrolliert, Hunderte in psychiatrische Einrichtungen, Jugendwerkhöfe, Spezialkinderheime «eingewiesen», noch viel mehr drangsaliert, vom MfS drohend aufgesucht. Allein 2.300 kamen in den Knast, «vorbeugend» sozusagen. Das Mielke-Ministerium hat all dies wie üblich fein säuberlich selbst dokumentiert.

Und doch stimmt eben auch, dass das Aufeinandertreffen zigtausender junger Menschen aus aller Welt und also auch aus den beiden damals getrennten Welten «eine Eigendynamik» entwickelte, wie Dietrich schreibt. «Den vielen Veranstaltungen kam das vorgegebene propagandistische Pathos schlicht abhanden. Die Jugend befand sich in einer Euphorie, einer Hochstimmung wie sie so wohl nur einmal in der DDR auftrat.» Rund acht Millionen Menschen kamen Ende Juli, Anfang August 1973 in Ostberlin zusammen, darunter über 25.000 ausländische Schüler*innen und Studierende aus 140 Ländern. — Das macht etwas mit denen, die dabeisein konnten, und es macht etwas, wenn man dem Vorbeisein ausgesetzt ist. Nicht nur, aber auch in all seiner Widersprüchlichkeit. — In den Kontroversen um Katja Hoyers «Diesseits der Mauer» hat die Historikerin Franziska Kuschel, und es gebietet sich wohl zu sagen, dass sie 1980 in der DDR geboren wurde, eine strenge Trennung von «Alltag und Diktatur» bei Hoyer kritisiert: «Partei und Staat haben mit dem Leben der Menschen in der DDR demnach wenig zu tun.» — Die Weltfestspiele als Gegenstand der Erinnerung zeigen, wie schmal dieser Grat ist, und dass auch hinabstürzen kann, wer meint, das Leben der Menschen in der DDR wäre allein von Partei und Staat dirigiert gewesen. Man fällt dann freilich zur anderen Seite. — Als Beispiel sei die große Begeisterung genannt, die 1973 in Ostberlin der Delegation aus dem Chile Salvador Allendes entgegengebracht wurde. Ja, das war auch «Linie der Partei», aber war es nur das? Die auf den Plakaten und Bannern propagandis-

tisch in Szene gesetzte «internationale Solidarität», sie war auch und womöglich in Abgrenzung zu dieser Propaganda ein gelebtes Gefühl, eine Haltung. Wenige Monate später fiel das demokratisch-sozialistische Projekt dem Militärputsch zum Opfer. — Es scheint wie ein Dementi zum «Ketten werden knapper», dem Song der Klaus Renft Combo, Text von Gerulf Pannach, die, so schreibt es Dietrich, «zur wahren Festivalhymne» wurde. Eine persönliche Erinnerung? Eine falsche? «Ketten werden knapper/ Und brechen sowieso», heißt es darin. Das war wörtlich für den linken Widerstand gegen die Militärdiktatur in Griechenland, für Vietnam

gemeint, wo immer noch Krieg herrschte. Aber man verstand es auch, jenseits der Worte, in der DDR für sich anders, richtig. «Singt für alle, die alles wagen/ Für die Leute in jedem Land.» — Können neun Tage etwas verändern? «Später dachten die Teilnehmer vor allem an die Buntheit und die Leichtigkeit des Festivals zurück», bilanziert Dietrichs Kulturgeschichte der DDR die Weltfestspiele von 1973. «Das Gefühl bei den Jugendlichen, die Welt mit Händen greifen zu können, wenn auch nur für ein paar Tage, hatte die Hoffnung auf eine Öffnung der DDR gegenüber der Welt geweckt. Umso schmerzhafter wurde ihnen danach das Gefühl

des Eingesperrtseins durch die fehlende Reisefreiheit bewusst. Lange verfolgte sie die Erinnerung an das nicht eingelöste Versprechen gegenüber dem ausländischen Freund, ganz bestimmt bald nach Athen oder nach Kalkutta zu kommen. Die Briefwechsel sind unterdrückt und die Kontakte unterbunden worden. Post kam einfach nicht an. Der Alexanderplatz wurde gefegt und alle Mitteilungen auf dem Pflaster wurden säuberlich weggeschrubbt.»

TOM STROHSCHNEIDER ist Historiker und Publizist. Er war von 2012 bis 2017 Chefredakteur der Tageszeitung »neues deutschland«.



«DAS IST EIN ROBUSTER ORT»

INTERVIEW MIT RICARDA PÄTZOLD

KATHRIN GERLOF

Ricarda Pätzold, Mitarbeiterin Deutsches Institut für Urbanistik, über den Freiraum Alexanderplatz und frischen Wind für die Innenstädte — Frau Pätzold, unsere Ausgabe der Henselmann Nr. 9 widmet sich zum zweiten Mal dem Freiraum Alexanderplatz. Ist dieses Areal, das sowohl den eigentlichen Alexanderplatz, als auch

den Freiraum unterm Fernsehturm, bis hin zur Spree, die den Raum vom Humboldt-Forum trennt, Innenstadt? Und in welchem Sinne ist er das? — Berlin hat die Diskussion, was die richtige Innenstadt ist, schon lange. Was gehört da rein, was nicht? Wir gehen in unserer Studie von einem sehr weiten Innenstadtbegriff aus. Nicht nur Geschäftszentren und Fußgängerzonen, sondern auch, was darum liegt. Ein sicheres Innenstadterverständnis haben oft Städte, in denen die alten Stadtmauern oder -wälle die räumliche Orientierung prägen. Was nimmt man nun in Berlin? Auf alle Fälle Alexanderplatz, Rathausforum, Museumsinsel. Also ja, der Alexanderplatz gehört dazu.

Sie schauen gerade, als würden Sie den Ort nicht besonders mögen. — Das stimmt nicht. Es ist halt nur nicht einfach zu beantworten, wo man die Grenze zieht. Ist Savignyplatz noch Innenstadt, was ist der Ku'damm? Am Alexanderplatz funktioniert das ganz gut. Man hat einen Raum, der von wichtigen Bauwerken, Aktivitäten, Wertschätzungen eingefasst ist. Da würde man sogar noch den Hackeschen Markt reinkriegen. Innenstadt hat ja nicht den Anspruch, konsistent sein zu müssen. Es kann von verschiedenen Eigenschaften geprägte Innenstadtquartiere geben. Es ist deshalb wichtig, sich über das Innenstadterverständnis auszutauschen. Bei vielen ist das leider auf irgendeine Art von Geschäftslage geschrumpft. Aber ist das wirklich die Innenstadt?

Der schöne Idealfall, wie zum Beispiel in Neubrandenburg, die Stadt der vier Tore, ist in Berlin nicht gegeben. Als Sie mit dem Projekt «Frischer Wind in die Innenstädte» begonnen haben, war das auch wesentlich durch die Auswirkungen der Pandemie initiiert. Was war der Ausgangspunkt? — Über die Innenstadt wird in regelmäßigen Abständen diskutiert. Sehr lange dominierte die Perspektive der baulichen Stadtsanierung. In der Corona-Zeit hieß es plötzlich: Es könnte das letzte Stündchen für die Innenstädte geschlagen haben. Weil man gesehen hat, dass dieser Raum, nur auf seine Handelsfunktion reduziert, plötzlich entblättert und leer und ohne alternativen Inhalt war. Viele bekamen es mit der Angst. Deshalb kam schnell der Ruf «Innenstädte retten!» auf. Wir fanden die Frage interessanter: Warum braucht eine Stadt eine Innenstadt? Wenn man auch einen gesellschaftlichen Anspruch damit verbindet, als Aufenthalts- und Versammlungsort. Das ist mehr als Handel. Uns hat also interessiert, was macht eine Innenstadt zu einem rettenswerten Ort?

Rettenswert klingt schön. Und fällt einer erst ein, wenn etwas bedroht ist. Bis dahin ist alles Selbstverständlichkeit. — Das weiß ich nicht: Städte kümmern sich eigentlich ausdauernd um ihre Innenstadt. Aber die können halt auch schnell zerfallen. Ich kenne starke Innenstädte und solche, die schon lange viele Funktionen verloren haben. Durch die Pandemie war es aber so, dass überall dieses Gefühl entstand, es könnte den Innenstädten an den Kragen gehen. Je wohnlicher die Innenstädte waren, umso besser sind sie weggekommen.

Innenstadt als Transformationsraum. Das klingt auf jeden Fall logisch, aber auch irgendwie geradezu naturgegeben — Transformation ist sozusagen den Zeitläuften geschuldet, lässt sich also gar nicht vermeiden. Meinen Sie damit etwas anderes? Einen gesteuerten, geplanten Prozess? — Es bestand häufig Anlass, gewisse Zumutungen von den Innenstädten fernhalten zu müssen. Das ist in vielen Städten der älteste Bereich: Man kümmert sich um Pflaster, Brunnen, Kirchen, Häuser. Also sind viele Dinge nicht möglich. Mehr Grün, energetische Sanierung. So fällt Innenstadt dann oft raus aus den tagesaktuellen Transformationsthemen, über die wir uns streiten. Verkehrswende zum Beispiel. Da passiert in den Stadtquartieren oft viel mehr, weil man dort viel enger an den Menschen ist und es sind auch die besseren Experimentierräume. Wann ist Innenstadt schon mal Experimentierraum gewesen? Sie steht auf einem Podest, muss geschützt und bewahrt werden, geschmückt. So ein Schatzkästchen halt und da werden die aktuellen Zumutungen oft nicht reingelassen. Unser Gedanke war: Dreht das doch mal um. Wenn es in der Innenstadt gelingt, die Stadt grüner, annehmbarer, klimaresilienter zu machen, dann sieht es jede und jeder und wenn es dort gelingt, wird es auch in anderen Quartieren möglich sein.

Wenn man sich ein Areal, wie das hier besprochene, anschaut, fällt auf, dass die Kommerzialisierung ganz schön gewütet hat. Ich habe kürzlich in einem Beitrag für eine Zeitung geschrieben, die Polizeiwache sei auf dem Alexanderplatz der einzige Ort, wo man kein Geld braucht, um etwas zu bekommen. Antwort auf eine Frage zum Beispiel, Hilfe, oder einen Strafzettel. Damit hat der Alexanderplatz kein Alleinstellungsmerkmal, aber das wirkt eher wie Deformation und nicht wie Transformation. — Es gab diese Unterwerfung der Innenstädte unter die Handelsfunktion. Durch die Zunahme von Handelsflächen und in der Konsequenz der zugewiesenen Nutzung der Erdgeschosszonen. Da gewinnt, wer die größte Ren-

dite verspricht. Die Forderung nach konsumfreien Räumen sowohl im öffentlichen, als auch im umbauten Raum ist da. Aber diese Räume fehlen in den Innenstädten. Und die Konsequenz ist eine Vertreibung wenig geschätzter Nutzungen. Das fängt mit den Bänken an, auf denen niemand mehr liegen soll. Es soll so unbequem wie möglich gemacht werden, weil sich nichts dem Fluss der kaufkräftigen Passanten in den Weg stellen soll.

Welche Leitnutzungen weisen Sie der Innenstadt zu? Die beschreiben ja mitnichten nur die Handelsfunktion. — Wir haben uns viele Publikationen angeschaut, um die Frage zu beantworten, was mit Innenstadt wesentlich verbunden wird. Und da kommt natürlich Handel und Wandel. Aber das andere — Wohnen, Soziales, Grün, Freizeit, Aufenthalt — kommt natürlich auch mit vor, wird aber weniger ausformuliert. Es hat nicht dasselbe Gewicht in den Beschreibungen. Gibt es zum Beispiel eine Publikation über Schulbauten in der Innenstadt, die ja wichtig sind? Mir ist keine bekannt. Die anderen Funktionen tauchen eher so als Aufzählung auf. — Man muss aber die Aufmerksamkeit mehr auf die Vielfalt der anderen Nutzungen lenken. Dafür gibt es keinen standardisierten Baukasten. Innenstadt ist ein begrenzter Raum, wo sich viel kreuzt und überlappt, weshalb dort die Nutzungen auch intensiver miteinander in Kontakt kommen und lernen müssen miteinander zu leben.

Wenn man sich nur mal überlegt, wie radikal eigentlich ein wirkliches Verkehrskonzept für den Freiraum Alexanderplatz sein müsste, ahnt man, welche große Aufgabe das ist. Denn aus heutiger Sicht unter den klimatischen Bedingungen ist die Situation eine ziemliche Katastrophe. Es müsste viel Tradiertes aufgebrochen werden. — Sicher, wenn man sich das in Berlin anschaut. Aber warum denn nicht? Warum die Eigenschaften nicht viel stärker miteinander in Beziehung bringen. Mehr Vernetzung, jenseits der Setzung, die irgendwann mal getroffen wurde.

Hat die Entwicklung der Innenstädte in der Gegenwart auch etwas mit der Säkularisierung zu tun? Ursprünglich orientierten sich die Zentren ja um die großen Sakralbauten. Auch der Handel, das Betteln, die Subsistenz sozusagen. — Innenstädte können unterschiedliche Ausdehnungen annehmen. Es kann Teile geben, die durch eine Funktionsänderung dazukommen. Nicht für alle Städte sind die Sakralbauten wichtig. Für manche ist es das Schloss, für andere der Handelsplatz. In Leipzig sind es die zentralen Messehallen, in Dresden ist es der königliche Barock.

Anderswo beginnt die Innenstadt mit dem Bahnhof, also einem Verkehrsknotenpunkt. Es gibt da keine allgemeingültige Formel. Das ist ja das Schöne. Innenstädte sind veränderbare Gebilde. Also: Ein klares «Jein!»

72 Prozent der Bürger*innen wünschen sich eine Veränderung der Innenstädte. Lässt sich genauer sagen, was die wollen? — Es werden viele Innenstadtkonzepte erarbeitet und Bürgerbeteiligung gehört oft dazu. Es ist aber ratsam, mit den Wunschlisten sparsam umzugehen, denn sonst werden Enttäuschungen produziert. Aber es spielt eine wichtige Rolle, was die Menschen an ihren Innenstädten schätzen und was sie gern ausgebaut sehen möchten. Häufig werden dann überraschende Qualitäten in den Vordergrund gerückt. Da geht es um die alten Stadtparks, eine Wertschätzung für Friedhöfe, für Plätze, auf denen man sich treffen kann. Und eher selten: Wir wollen ganz viele Filialisten hier haben. — Aber natürlich gibt es den ewigen Streit über die bauliche Repräsentation. Die Altstadtfreunde, die der Moderne. Auch da ist Innenstadt immer eine Mischung von verschiedenen baulichen Epochen. — Oft ist es so — Beispiel Savignyplatz — jedes einzelne Gebäude ist gar nicht so schön. Aber als Ensemble funktioniert es. Da guckt sich das weg.

Diese Auseinandersetzung gibt es über das Areal Freiraum auch. Da wurde ein Dialog versucht, so richtig gelungen ist es wohl nicht. Aber es ist schon eine inhaltliche Auseinandersetzung. Und: Dem Wohnen wird schon eine große Bedeutung beigemessen. Innenstädte sollen bewohnbar sein. — Ich bin mir nicht sicher, ob man sich bisher intensiv genug mit dem vorhandenen Wohnbestand beschäftigt hat. Es gibt viele Städte, in denen sehr viel gewohnt wird. Zum Beispiel Mannheim mit seinen Quadraten oder Münster. Aber mit der Qualität des innerstädtischen Wohnens hat man sich lange nicht

intensiv genug befasst. Dabei sind so viele Fragen sehr spannend: Wer wohnt da, gibt es die notwendige Infrastruktur in Form zum Beispiel von Kitas und Schulen, wohnen dort nur Singles oder vorrangig Familien, nur hochpreisig oder gemischt? — Das Thema ist nicht neu, kommt jetzt aber stärker hoch. Weil viele das Gefühl haben, dass Innenstadt nur noch Geschäftsstraße ist. Aber die Innenstadt ist bewohnt, wenn auch zum Teil mit schwierigen Wohnverhältnissen, weil hier keine Anpassung erfolgte. — Man muss schon die Frage stellen, was Menschen erwarten und was aushaltbar ist. Tourist*innen wollen Menschen sehen, die da wohnen. Und die da wohnen, sollen ja auch Spuren hinterlassen und prägen. Wie diese ganze Funktionsmischung, diese Ansprüche miteinander in Beziehung gebracht werden, darüber muss geredet werden.

Nochmal zum Alexanderplatz, also der Platz: Der hat ja oft auch was Schmuddeliges. Dieser ganze Budenzauber trägt dazu bei. Und eigentlich denkt man oft: Es ist auch eine Qualität, dass dieses Areal so viel aushält. Wohnungslose, Trinkerbrigaden, Touristenschwärme, Einkaufswütige, Verlorene und Suchende. — Prekarierte Gruppen sind ein Dauerthema. Die würden manche gern aus der Innenstadt verschwinden lassen würden. Dabei sieht man gerade am Alexanderplatz, dass es eine — zugegebenermaßen fragile — Balance geben kann. Denn damit gehen natürlich Konflikte einher. Zu sagen, die dürfen hier sein und die nicht, ist kein guter Weg. Man kann auch nicht jeder und jedem ein abgezäuntes Gebiet zuweisen. Es wird immer Überlappungen geben und Interessen werden ausgehandelt und miteinander in Beziehung gesetzt werden müssen. Dafür braucht es Aushandlungsprozesse. Und es wird sich immer wieder verändern. Den ist in Innenstädten ein besonders dynamischer Prozess. Den kann man nur dauerhaft begleiten und diskutieren.

Einen Stadtraum wertschätzend gestalten. Als Ermöglichungsraum. Und auch als Ort, an dem ausgehalten werden muss. — Orte werden als beruhigend, schön empfunden, wenn sie die Zahl der spannungsgeladenen Gegensätze reduzieren. Und dann gibt es diese Orte, wo alles aufeinanderprallt. Die werden als dynamisch empfunden und niemand ist da stundenlang. Es geht auch oft darum, manche Sachen ein bisschen laufen zu lassen, nicht alles aufräumen zu wollen und trotzdem auch Grenzen zu setzen. Das ist und bleibt ein ewiges Aushandeln. Und immer mit dem Kant'schen Imperativ: Dass man nicht zu sehr in die Sphäre der anderen eingreift. Natürlich werden an solchen Plätzen auch die sozialen Verwerfungen einer Stadt offensichtlich. Dort sieht man, was sonst nirgendwo so geballt zu sehen ist. Aber man muss nicht so tun, als könnte man das ein für alle Mal aufräumen. Es kann temporär befriedet werden, bleibt aber — wenn man so will — großstädtisches Chaos und Daueraufgabe. Aber eigentlich und überhaupt ist der Alexanderplatz und der Freiraum ein robuster Ort. Nicht unbedingt romantisch, aber robust. Das ist eine Transferleistung auch für den Rest der Stadt.

»Frischer Wind in die Innenstädte – Handlungsspielräume zur Transformation nutzen« heißt eine Sonderveröffentlichung des Deutschen Instituts für Urbanistik (difu) aus dem Jahr 2022, von Ricarda Pätzold, Julia Diring, Jan Hendrik Trappe und Sandra Wagner-Endres. Ziel ist, «eine kritische Reflexion der Innenstadtpraxis anzustoßen, sozial-ökologische Transformationsbausteine aufzuzeigen sowie darauf gerichtete kommunale Handlungsoptionen zu beleuchten.» — www.difu.de/17532

RICARDA PÄTZOLD arbeitet am Deutschen Institut für Urbanistik (difu) im Forschungsbereich Stadtentwicklung, Recht und Soziales. 2023 erschien von ihr und anderen Autor*innen eine Publikation zum Thema »Praxis der kommunalen Baulandmobilisierung und Bodenpolitik«.

DAS LETZTE STÜCK MITTELALTER

EINE PFARRERIN ÜBER DIE KIRCHE ST. MARIEN

EINE ALTE LIEBE IN DER NEUEN MITTE

INTERVIEW MIT CORINNA ZISSELSBERGER KATHRIN GERLOF

Sie sind eine junge Pfarrerin. Wie hat es Sie denn hierher verschlagen? — Ich bin seit fünfeinhalb Jahren hier, das ist meine erste Pfarrstelle. Ich hatte immer sehr viel Respekt vor der St. Marienkirche.

Sie ist Bischofskirche und hat große Ausstrahlungskraft innerhalb der Landeskirche und darüber hinaus. Kirchen, die an Standorten inmitten eines urbanen Zentrums stehen, haben besondere Aufgaben, die über ihre Gemeindegrenzen oder über ihre Mitglieder auf dem Papier hinaus gehen. Und St. Marien ist dafür ein gutes Beispiel. Sie ist jeden Tag geöffnet, es kommen viele Besucherinnen und Besucher, Tourist*innen. Auch sehr viele Menschen, die sozial oder emotional in Not sind. Alle zwei Wochen bieten wir eine Suppenküche an, wir haben eine Laib- und Seele-Ausgabestelle. St. Marien ist die älteste, immer noch als Kirche genutzte Kirche Berlins. Wir feiern viele Gottesdienste, unter anderem im Auftrag der Landeskirche, teilweise auch mit einer landesweiten und internationalen Ausstrahlung. Wir sind beteiligt am multireligiösen Projekthaus am Petriplatz, dem «House of One».

Was lieben Sie an der Kirche am meisten? — Ah, ich liebe ganz viel. Die Kirche ist an diesem Ort das letzte Stück Mittelalter, also auch das letzte Stück original erhaltene Bausubstanz. Ich sage immer gern: Sie ist ein durchbeteter Ort. Seit 750 Jahren kommen Menschen in diese Kirche und bringen ihr ganzes Leben vor Gott, mit allen Freuden und allem Leid. Das wird mir immer wieder bewusst, wenn ich hier bin. Hier können Menschen durchatmen, ihre persönlichen Anliegen vor Gott bringen, und das inmitten einer herausfordernden Umgebung.

Die Kirche ist leicht tiefer gelegen als der Platz. Das wirkt sicher für viele überraschend an diesem Ort. — Über die Jahrhunderte ist das Straßenniveau rund um die Marienkirche durch Schuttablagerungen gewachsen. Man muss sich erstmal zurechtfinden, wenn man hier über diesen Platz geht, der ja gar keinen Namen hat, manchmal Rathausforum genannt wird. Ursprünglich war es mal der Neue Markt. Das ist nur noch schemenhaft auf dem Boden zu erkennen. Er war mal ganz eng bebaut und jetzt steht nur noch die Kirche auf dieser Fläche und auch quer zu allem anderen. Dass die Kirche quer steht, mag ich sehr. Im Schatten des Berliner Domes, der sicher sehr dominant ist, steht St. Marien für das Feinere, das Zärtlichere. Und das Quere, das Queere in dieser Stadt.

Das klingt schön und viele werden diesen Eindruck teilen. Es gab und gibt viele Debatten über diesen Freiraum Alexanderplatz, zu dem St. Marien gehört. Was wünschen Sie sich für diesen Ort? — Wir wünschen uns zum Beispiel ein begleitendes Stadthaus. Die Kirche steht ja sehr alleine und wir haben kein Gemeindehaus, keinen Ort, an dem wir unsere sozial-diakonischen Aufgaben

besser erfüllen könnten. Wir hoffen, dass wir irgendwann nördlich der Marienkirche ein Stadthaus bauen können. Natürlich wünsche ich mir hier noch mehr Erinnerungen. Die Frage ist, wie das gestaltet werden kann. Es ist schade, dass die älteste Kirche im städtischen Bewusstsein nicht so eine große Rolle spielt, viele gar nicht von ihr wissen. Dabei ist es ein wichtiger Ort der Erinnerung. Auch der schlimmen Erinnerung, die nicht vergessen werden darf. Die Gemeinde hat keine ruhmvolle Rolle in der Zeit des Nationalsozialismus gespielt. Das war eine braune Gemeinde, die sich sehr schnell dem Nationalsozialismus angeschlossen und dann auch eine rassistische, antisemitische Ideologie verfolgt hat. Es ist wichtig, diese Erinnerung wachzuhalten. Es ist aber auch nicht einfach, in die Stadt zu wirken, ein Bewusstsein für diesen Ort zu schaffen, der zusammen mit der Museumsinsel und mit der Petrikirche Ursprungsort Berlins ist.

Waren Sie eingebunden oder haben sich eingemischt in die Diskussionen um die Neugestaltung des ganzen Areals? — Ja das haben wir. Vor allem meine Vorgängerin hat sich da sehr engagiert. Durch die Pandemie brach dann viel ab oder wurde nur noch digital weitergeführt. Meine Vorgängerin hatte früher immer noch eine beratende Stimme oder auch ein Stimmrecht in den Jurys. Inzwischen haben wir eher einen Gaststatus. Dass diese Kirche mit am Tisch sitzt und ihre Perspektive einbringen kann, ist ein bisschen verlorengegangen. Das haben wir sehr gemerkt, und deshalb werden wir jetzt auch versuchen, uns wieder stärker einzubringen. Das ist wichtig, aber man muss sich ein bisschen aufdrängen. Wir vertreten eine Institution, bei allem, was man an ihr kritisieren kann, die hier seit vielen Jahrhunderten Teil dieser Stadtgesellschaft war und die Stadt, auch die Stadtgeschichte, entscheidend mitgeprägt hat. Die auch einen Schatz hütet, bestimmte Werte, eine bestimmte Perspektive auf die Welt einbringt. Es ist wichtig, dass dies mit einfließt.

Wir sind in unserem Vorgespräch darauf gekommen, wie zerrissen dieser ganze Ort, der Freiraum ist, wie sehr kommerzialisiert, aber eben auch spannend. Woran spüren Sie die Zerrissenheit? — Viele Menschen sagen uns, wie toll sie es finden, dass diese Kirche jeden Tag verlässlich geöffnet ist. Das haben wir auch in der ganzen Coronazeit ermöglicht. St. Marien war niemals geschlossen. Man kann herkommen und es kostet kein Geld. Das tun auch jeden Tag viele Menschen. Für einen Moment der Ruhe, der Spiritualität. Sie können mit Gott sprechen, meditieren, Luft holen. Viele, die kommen, haben es nicht leicht, manche sind ob ihrer Probleme

auffällig. Nicht alle Erlebnisse, die wir hier haben, sind schön. Aber das ist Teil des Lebens, der Stadt und dieses Ortes. Menschen, die verloren gehen, die sichtlich hilfebedürftig sind, nicht nur im Sinne von Armut. Deshalb auch die Suppenküche alle zwei Wochen. Wir sitzen gemeinsam an einem Tisch und es kommen bis zu 150 Menschen. Wohnungslose, aber es auch Menschen, die einfach in sozial prekären Verhältnissen leben. Gleichzeitig, das ist völlig richtig, ist der Alexanderplatz, aber auch der Freiraum hier durchkommerzialisiert. Vielleicht zu sehr.

Was wünschen Sie sich noch für diesen Ort Freiraum Alexanderplatz? — Mehr Aufenthaltsqualität. Wir befinden uns im Zentrum der Stadt und der Politik, aber die Aufenthaltsqualität reicht noch nicht, finde ich. Wir haben zum Beispiel die Idee, noch ein Café zu betreiben, als Einladung zum Verweilen. Es gibt so eine Art Verzweckung, aber der Ort hat viel schöneres Potenzial. Als zentraler Versammlungsort zum Beispiel. Noch funktioniert das nicht ausreichend für eine diverse Stadtgesellschaft wie unsere. Alles ist immer noch ein wenig lieblos.

Es passt wirklich zu Berlin, sich in einer Mittagspause taufen lassen. Es entspricht dem Tempo der Stadt und auch der Spontanität. — Ich sage denen, die kommen: Ihr werdet in der ältesten Kirche Berlins getauft an einem schönen, historischen Ort. Damit verbinden wir die Menschen auch mit der Geschichte dieser Stadt. Und dann ist man nach fünfzehn Minuten getauft und kommt auf diesen lauten, lebendigen Platz. Zwei Wirklichkeiten, eine Stadt. Ich finde das schön.

CORINNA ZISSELSBERGER wurde in Ludwigsburg geboren, hat Theologie studiert und ist seit 2017 Pfarrerin der St. Marien Kirche am Alexanderplatz.



«WIR SIND DAFÜR DA, GEFAHREN ZU VERHINDERN»

INTERVIEW MIT MICHAEL BEHRENDT

GISELA ZIMMER

Mit den Augen und der Erfahrung der Polizei gesehen, ist der Alexanderplatz ein «kriminalitätsbelasteter Ort». 2017 wurde deshalb eine eigene Wache unweit der Weltzeituhr eingerichtet. Sie ist rund um die Uhr besetzt, 24 Stunden am Tag, 7 Tage die Woche.

Der Kriminalitätsbelastete Ort wird flankiert von der Karl-Liebknecht-Straße, Alexander- und Grunerstraße und der Spandauer Straße, die U- und S-Bahnhöfe miteingeschlossen. Geleitet wird die Alexwache von Michael Behrendt, Erster Polizeihauptkommissar. Mit ihm sprachen Gisela Zimmer und Kathrin Gerlof

Was war denn ausschlaggebend, die Wache mitten auf dem Alex einzurichten? — Der Grund war schon die Kriminalitätslage. Es gab ein Tötungsdelikt auf dem Platz, insgesamt sehr viele Gewaltdelikte. Das führte irgendwann dazu, dass politisch entschieden wurde, den Abschnitt 57 durch diese Nebenwache zu verstärken. Sie auch direkt dorthin zu setzen, wo sie erforderlich ist.

Sind Sie seit Anfang an dabei und wollten Sie hierher? — (lacht) Ich bin seit März 2022 Leiter der Wache. Vorher war ich im Friedrichshain. Insgesamt sind wir 30 Frauen und Männer und zwei Führungskräfte. Wir sorgen draußen durch unsere Präsenz für Sicherheit, vor allem aber zu den Tageszeiten, wo es relevant ist.

Was heißt relevante Tageszeit? Was passiert da? — In der Regel sind das die frühen Abendstunden. Da kommen die Leute, lassen sich nieder, wollen verweilen. Tagsüber sind es eher die Touristen, auch Berufspendler, die einfach durch die Regionalbahn, S-Bahn, U-Bahn den Platz besuchen oder kreuz und quer darüber laufen. Die Statistik sagt, dass hier 300.000 Leute am Tag unterwegs sind. Zum Abend hin haben wir dann relativ viele Jugendliche, auch in Gruppen.

Schön ist diese Mischung. Der Alex ist ein Aufenthaltsort für Wohnungslose, dann gab's lange Zeit so eine Punkerguppe, die Touristen kommen von überall her und der Platz hält das aus. Es gibt kein Konzept Ihrerseits, das sagt – du oder ihr müsst hier weg? — Nein, dafür sind wir nicht da. Wer verweilen möchte, kann bleiben. Wir sind dafür da, Gefahren zu verhindern, zu beseitigen. Und das heißt, wir versuchen, regelmäßig Kontrollen durchzuführen, auch zu prognostizieren, wo und ab wann möglicherweise Schindluder getrieben wird. Das ist unsere Aufgabe, Gefahren zu erkennen.

Woran erkennen Sie Gefahren? Ist das so eine Art gesunde berufliche Routine oder auch Bauchgefühl? — Nur das Bauchgefühl sprechen zu lassen, das wäre ein Tick zu wenig, genügt auch den gesetzlichen Anforderungen nicht. Es müssen tatsächliche Gegebenheiten damit einhergehen. Das ist zum Beispiel gruppendynamisches Verhalten, absicherndes Verhalten, auch aktiv pöbelndes Verhalten. Also alles, was so verhaltensabhängig ist, daran orientieren wir uns.

Und wie reagieren Sie, wenn Sie spüren, da entwickelt sich etwas? — Mit dem ausreichenden Maß an Professionalität. Ich glaube, ein sehr konsequentes Auftreten hilft da ungemein. Wir probieren schon in den frühen Abendstunden, wenn das Tageslicht noch unser Freund ist, Personengruppen konsequent anzusprechen. Da sind die Gruppen auch noch nicht alkoholisiert oder in anderen berausenden Zuständen. In diesen Zeiten sind sie aufnahmefähig. Wir klären sie dann entweder auf, überprüfen sie oder verweisen sie möglicherweise auch des Platzes.

Was ist angenehm, wenn Sie auf dem Alex unterwegs sind? Und was ist möglicherweise bitter? — Angenehm ist die Vielfalt auf dem Platz. Das große Interesse, dieses Belegte sein durch Feste, Märkte, touristische Hotspots, das viele Hin und Her. Das ist das wirklich das Besondere an diesem acht Hektar großen Platz. Negativ ist einfach alles, was mit Gewaltdelikten zu tun hat. Uns, aber auch anderen gegenüber. Sich mit Opfern beschäftigen, möglicherweise auch erklären zu müssen, dass wir den Täter nicht ergreifen konnten. Opfersituationen sind immer sehr kritisch. Wir hatten Selbsttötungen durch Springen oder Selbstverbrennung. Das sind für die Kolleginnen und Kollegen, die als erste vor Ort sind, sehr belastende Situationen.

Was sind das für Leute, die an Ihrer Tür klingeln? Menschen in akuten Situationen? — Ja, das kommt vor. Im Sinne, dass sie sofort Hilfe brauchen, weil es eine kriminelle Situation gibt oder ein strafrechtlich relevanter Sachverhalt passiert ist. Aber es klingeln auch genauso viele, die einfach nur soziale Hilfe oder ein Ohr brauchen.

Ein Ohr brauchen? Heißt das, ich bin einsam? — Das reicht von «Ich bin einsam.» bis «Ich höre Stimmen.», «Ich suche eine Wohnung.», «Ich werde verfolgt». Die Bandbreite reicht von A–Z, es ist alles dabei. Wenn wir die Zeit haben, haben wir ein Ohr, versuchen eine Lösung zu finden. Das hilft schon in vielen Fällen. Wenn nicht, verweisen wir an die Institutionen, die dafür da sind. Wir haben die nötigen Adressen und Kontakte. Gerade für die Obdachlosen ist es wichtig, dass wir ihnen sagen, wo sie sich hinwenden können. Im Winter ist es der Kältebus oder jetzt sind es die entsprechenden Unterkunftsmöglichkeiten.

Solche Tage wie jetzt, wenn der Budenzauber sich hier ausbreitet, sind das Momente, wo Sie sagen, wir sollten stärker besetzt sein? — Im Gegenteil: wenn der Platz belegt ist durch Märkte oder Feste führt das dazu, dass das Klientel, was sich eher als problematisch erweist, beginnt, den Platz zu meiden. Gerade hier im vorderen Bereich ist es dann deutlich friedlicher, viel ruhiger als im hinteren Teil in Richtung Fernsehturm und Panoramastraße. Wenn kein Belegungskonzept für den Alex da ist, führt das sonstige Verweilen oftmals zur Langeweile, zum Zu-viel-trinken, Pöbeln, Belästigen, zum Hauen und Klauen.

Was hat sich verändert mit und seit der Präsenz der Polizeiwache? — Es ist ja nicht nur die Wache. Es ist das Gesamtkonzept, das hier etabliert wurde. Es gibt Dienststellen, die bearbeiten orts- und personenbezogene Vorgänge. Es gibt eine Sonderstaatsanwältin für diesen Bereich. Es ist ein ganzes Potpourri an Aufgaben und Organisation, die sich mit dem Platz beschäftigen, damit es hier erträglich ist und bleibt. Ich glaube, dadurch dass 2020/21 die Pandemie auch hier ordentlich Auswirkungen hatte, der Platz deutlich leerer und weniger belebt war, lassen sich die Zahlen nicht so eindeutig vergleichen. Aber grundsätzlich sind wir jetzt – und da dürfen Sie mich nicht festnageln – unter den Werten von 2019.

Vielen Dank für das Gespräch

UMKÄMPFTE MITTE

CAROLA BLUHM

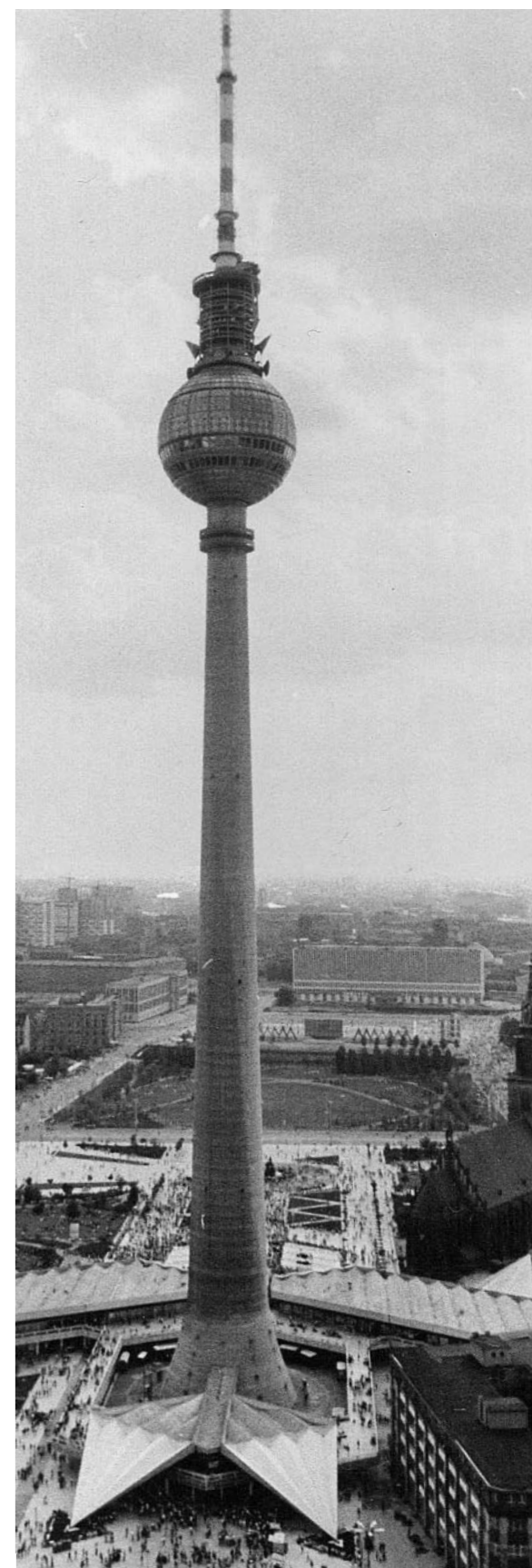
Ja, die Mitte ist umkämpft und wird es wohl auch noch eine Weile bleiben. — Ein besonderer Ort mit dem architektonisch erlebbaren Miteinander aus drei Jahrhunderten und einer nicht nur in ihrer

Größe einzigartigen Freifläche. — Durch die Selbstverständlichkeit eines Kinderlebens in der Nähe des Alexanderplatzes und häufige Besuche des «Kinos International», der «Mocca-Milch-Eisbar», des «Haus des Kindes» und der Planché hinter dem Strausberger Platz geprägt, kann ich mich noch sehr genau an die massiven Entwertungsversuche von Senatsbaudirektoren und nicht wenigen anderen nach dem 3. Oktober 1990 erinnern. — Hans Stimmann produzierte die Schlagzeile, man könne ja (leider) keine Bombe in die Rathauspassagen werfen, und andere (der SPD Landesvorsitzende Jan Stöss zum Beispiel) meinten, man sollte jetzt endlich mal die renitenten Altbewohner mit einer dichten historisierenden Bebauung des Freiraums zwischen Fernsehturm und Spree konfrontieren. Es einfach machen! Bis heute fehlt mir jedes Verständnis für solche Bekenntnisse. — Es gab aber auch Kommunalpolitiker*innen im Bezirk Mitte, die versucht haben, gegenzusteuern. Sie waren deutlich näher an der Alltagsrealität. Leider waren deren Aktivitäten viele Jahre durch leere Kassen und Sparzwänge geprägt. Was in der Folge bedeutete, dass es viel zu wenig Ressourcen zur Verbesserung der Aufenthaltsqualität und des Grüns gab. Der Ort «Mitte», der Bereich zwischen Fernsehturm und Marx-Engels-Forum jedoch, wurde für viele, auch sehr unterschiedliche Kundgebungen und Demos genutzt und damit zu einem Realort der Meinungsbildung. — Immerhin ist es gelungen, das bezahlbare Wohnen in der Mitte der Stadt zu erhalten und dem massiven Verwertungsdruck auf die Freifläche zu widerstehen. — Neben den Bewohner*innen, waren es Architekturstudierende, Neuberliner*innen und Tourist*innen, die diesen Ort mit Fernsehturm, Marienkirche, Rote Rathaus, Neptunbrunnen, Wasserspielen und zu einem kleinen Park gewachsenen Marx-Engels-Forum ganz frei und vielfältig nutzen und auch bekannt machten. Viele wussten nichts von den erbittert geführten Kämpfen um die Mitte der Stadt. Sie benutzten diesen Ort einfach und benutzen ihn auch heute als Raum zum Innehalten inmitten der Metropole. — Das Renommee der DDR-Moderne wuchs in den letzten Jahren. Der mit dieser Wertschätzung verbundene Bedeutungszuwachs half, die immer wiederkehrenden Bestrebungen der Aufteilung in Parzellen und der Privatisierung der Flächen an diesem Ort zu verhindern. — Deshalb war es 2015 eine gute Idee des SPD-CDU Senates, eine umfassende Bürger*innenbeteiligung für diesen Ort unter dem Motto «Alte Mitte – Neue Liebe» zu starten. Die Resonanz und damit die Bereitschaft der Stadtgesellschaft, über einen längeren Zeitraum mitzumachen, war riesig. Ganz nebenbei: Die größten Liebeserklärungen, die mir in Erinnerung geblieben sind, kamen von Neuberliner*innen. Ich jedenfalls gehe mit allen, die mich besuchen, hierher und zeige ihnen diesen Ort, der einmalig und besonders ist. Dieser Ort muss ein Freiraum bleiben. — Zehn prägnant formulierte Bürgerleitlinien waren das Ergebnis des Dialogs – auch im heftigen Dissens mit den Historisten erstritten. Diese Leitlinien aus Bürger*innenhand wurden zu einem Abgeordnetenhausbeschluss und

zogen einen in der Realisierung befindlichen freiraumplanerischen Wettbewerb nach sich; ein verdienter Erfolg, resultierend aus einem wertschätzenden Umgang mit der DDR-Moderne und einem singulären Freiraum. — Die Stiftung Mitte-Berlin sieht es ganz anders und strebt, wie sie es nennt, eine Re-Urbanisierung des großen Leerraumes mit dichter Bebauung mit Wohn- und Geschäftshäusern nach historischem Vorbild an. — Und die neue und alte Senatsbaudirektorin, Petra Kahlfeldt, veröffentlicht eine Ausschreibung für das ganze unmittelbare Innenstadtareal. Darin sind die vermeintlichen Defizite des Gebietes beschrieben, aber eine Beifügung der für diesen Ort so entscheidenden Bürger*innenleitlinien fehlt. — Legt man das Agieren rund um den Wettbewerb zum Molkenmarkt als Bewertungserfahrung zu Grunde, gibt es viele Gründe, aktiv zu werden. Beim Studieren des Koalitionsvertrages zeigt sich sehr deutlich die Erkenntnis, dass alle Themen mit klaren Bürger*innen-Voten der letzten Jahre, wie das Freihalten des Tempelhofer Feldes, Ethik statt Religionsunterricht und die Offene Mitte erneut auf die Tagesordnung kommen werden, oder deren Nichtbeachtung bereits von CDU und SPD beschlossen wurde. — Einmal Erreichtes muss immer wieder überzeugen, dafür müssen wir aber auch weiterhin etwas tun. — Ich wünsche mir auch hier einen guten Umgang mit diesem Erreichten, aber das wird wohl nur mit aktiver Bürger*innen-Begleitung bei den nächsten Schritten für diesen Ort gelingen. — Die Auseinandersetzung lohnt allemal, es geht um Großes und Entscheidendes: Es geht um die zukunftsfähige Stadt, in der bezahlbares Wohnen auch in der Innenstadt in öffentlicher Trägerschaft und mit mehr Freiflächen Bestand hat. Es geht um Entfaltung, die auch mehr Klimagerechtigkeit ermöglicht und Lebensqualität erhält und schafft – versus Kommerzialisierung der noch vorhandenen öffentlichen Freiräume (Flächen) durch Privatisierungen von Einzelparzellen nach historischem Stadtgrundriss und Bebauung mit Neubauten mit historisierenden Fassaden hin zur verdichteten, vermeintlich wertigen Innenstadt. Diese Vorstellungen werden verpackt in Begrifflichkeiten wie «mehr Nutzungsmischung, angemessene Nachverdichtung». — Der Bodenfonds für den Ankauf neuer Flächen durch die öffentliche Hand und die Entscheidung, keine öffentlichen Flächen mehr zu verkaufen, beides unter Rot-Rot-Grün eingerichtet bzw. beschlossen, bilden eine gute Entwicklungsmöglichkeit für ein zukunftsfähiges Gemeinwesen. Aber das wird nicht gelingen ohne energisches Eintreten dafür. — In der neuen Koalition gibt es keine Aussagen zum Freiraum zwischen Fernsehturm und Spree, kein Bekenntnis zu den Bürger*innenleitlinien für diesen Ort. — Die Berliner Stadtgesellschaft hat sich an vielen Prozessen der Stadtentwicklung beteiligt und sehr klar positioniert. Festzuhalten ist nebenbei, dass diese Aushandlungsprozesse eine besondere Qualität Berliner Stadtentwicklung darstellen, die erstritten werden musste. Das Wahrnehmen von Verantwortung, in diesem Fall für die Gestaltung einer offenen Berliner

Mitte mit Weiterentwicklung der Qualitäten des Freiraums, hat seinen Ausdruck und seine Entsprechung im Beschluss des Abgeordnetenhauses gefunden. — Es wird auf jeden Fall spannend, wie nun mit den Ergebnissen der Aushandlungsprozesse der jüngsten Vergangenheit umgegangen wird.

CAROLA BLUHM war von 1991 bis 2021 Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin und von 2016 bis 2020 Fraktionsvorsitzende der Linksfraktion. Ihr Wahlkreis war Berlin-Mitte 2, zu dem auch der Freiraum Alexanderplatz gehört.



DIE BERLINER MITTE MORGEN

VIelfÄLTIG BEWOHNT · LEBENDIG · EINLADEND

KATRIN LOMPSCHER

Die Berliner Mitte ist ein heterogenes großräumiges Areal mit unterschiedlichsten Orten. Alexanderplatz und Freiraum unterm Fernsehturm bis zur Spree bilden in Zukunft das öffentliche Herz der Berliner Mitte, da lege ich mich fest. Der Alexanderplatz braucht

dafür etwas Nachhilfe, denn ihm fehlen außer den zahlreichen Nahverkehrsangeboten und ironischerweise der Polizeiwache jegliche öffentliche Nutzungen. Selbst Publikumsnutzungen jenseits des Einkaufens gab es vor den Umbauten seit den 90er Jahren mehr. Immerhin hat sich das gastronomische Angebot ein wenig verbessert. Aber wie geht es weiter? — Der Hochhausturm auf der Rückseite des Kaufhofes scheint nicht unter einem solch schlechten Stern zu stehen wie das Hochhaus vorm Alexa oder der Turm neben dem Hotel. Ich unterstelle also, es wird in absehbarer Zeit aus der Erde wachsen und relativ wenige Auswirkungen auf den Platz haben. Das Kaufhaus bleibt ein Magnet und der Platz bleibt der Ort des Treffens, Verweilens, Umsteigens, Hinüberlebens, Wartens, Einkaufens, Herumhängens, was auch immer. Das wird sich ändern, wenn der Bau neben dem Hotel fortgesetzt wird. Wann und wie das passiert, vermag offenbar nicht nur ich nicht einzuschätzen. Die Beschädigung des U-Bahntunnels war ja auch nicht eingeplant. Nehmen wir an, der Bau kann weitergehen. Dann wird er den Platz erheblich verändern, schon in der Bauphase. Unter den Augen hunderttausender täglicher Passant*innen wird das Bauwerk wachsen und beurteilt werden. Wenn es fertig ist, sollen die unteren Etagen für die Öffentlichkeit zugänglich und im Turm werden (teure) Wohnungen sein. Ob dort jemand dauerhaft einziehen wird? Und wie wird es das Treiben auf dem Platz verändern, vor allem dann, wenn die Geschäfte schließen? — Zwei große Fragezeichen verbinden sich mit den beiden konkurrierenden Vorhaben. Am Alexa ruhen die Bauarbeiten, von Finanzierungsschwierigkeiten des Investors und von Auseinandersetzungen mit dem Land Berlin wegen Vertragsverletzungen war zu lesen. Ausgang ungewiss. Aber ehrlich: Was verändert dieses Gebäude auf dem Platz? Wenig bis nichts, so meine Prognose. Für den geplanten sogenannten Hines-Turm auf der Nord-

seite des Platzes bedarf es eines neuen Bebauungsplans und – noch viel wichtiger – einer Nachbarschaftsvereinbarung mit der BVG zum Schutz der U-Bahn-Anlagen. Hier sind Zweifel angebracht. Selbst der größeren Aufgeschlossenheit für Hochhauspläne der neuen Koalition werden hier von dringenden öffentlichen Interessen enge Grenzen gesetzt. — Der große Freiraum kommt in der aktuellen Koalitionsvereinbarung nicht vor, nur mittelbar als Teilgebiet eines städtebaulichen Masterplans für den Bereich vom Alexanderplatz bis zum Brandenburger Tor. Dessen Ziel, die Aufenthaltsqualität zu erhöhen, ist unstrittig. Was es allerdings heißt, einer modernen europäischen Metropole gerecht zu werden, bleibt offen. Ebenso wenig Erwähnung findet das jüngst ausgeschriebene Integrierte Stadtentwicklungskonzept (ISEK) für die Berliner Mitte, dessen Geltungsbereich vom Haus der Statistik bis zum Schlossplatz reicht. Ein ISEK ist die Voraussetzung für die Definition eines städtebaulichen Fördergebiets und die Inanspruchnahme von Bundesmitteln. Es ist mit breiter öffentlicher Beteiligung aufzustellen, soll bestehende Planungen und Vorhaben aufgreifen sowie einen Maßnahmenplan für die Umsetzung der definierten städtebaulichen Ziele enthalten. Ende 2024 soll es fertiggestellt sein, den Ergebnissen vorzugreifen erübrigt sich. Auf sie einzuwirken durch aktive Beteiligung an der Planung ist in nächster Zeit eine lohnende Aufgabe von interessierten Anwohner*innen, Anlieger*innen und Stadtöffentlichkeit.

Gehen wir also davon aus, dass die Realisierungsplanung für die Umsetzung des Wettbewerbs wie angekündigt bis 2024 abgeschlossen wird und im gleichen Jahr ein erster Bauabschnitt im Bereich Marx-Engels-Forum startet. Dann wird zwar der Grundstein gelegt für einen grüneren, einladenden und robusteren Stadtraum der Zukunft. Es sind aber keineswegs alle Fragen beant-

wortet. Wann und mit welchen finanziellen Mitteln geht es weiter? Was wird aus den archäologischen Spuren? Wie wird auf Hitze und Trockenheit reagiert, damit es Menschen und Natur an diesem Ort gut aushalten? Wie werden die weiterhin bestehenden räumlichen Barrieren Spandauer und insbesondere Karl-Liebknecht-Straße überwunden? Wie gelingt es, die Verkehrswende mit stadträumlicher Qualität zu verbinden? Wie öffnen wir den Raum via Rathaus-Passagen zum neuen Quartier am Molkenmarkt? Wie wird aus dem Roten Rathaus, das ja gegenwärtig kein offenes Haus für die Bürger*innen der Stadt, sondern eine geschlossene Regierungszentrale ist, ein wirklich öffentliches Gebäude? Welche weiteren öffentlichen, Demokratie fördernden und Gemeinschaft stiftenden Nutzungen können in den unteren Etagen am Alexanderplatz, in der Spandauer und Karl-Liebknecht-Straße sowie natürlich auch im Roten Rathaus, etabliert werden? Welche Infrastrukturen braucht der Freiraum für vielfältige, nicht kommerzielle Nutzungen und Besspielung? Wie wäre es mit einer Parkbibliothek, betrieben von der Stadtbibliothek um die Ecke? Was ist mit offenen Bühnen, Freiluftkino, Märkten und temporären Ausstellungsflächen? — Mit diesen Fragen und Antworten darauf entsteht mit der Zeit ein Zukunftsort, der den kommenden Herausforderungen gewachsen sein wird. Der dem Wesen Berlins als vielfältige, offene, weitläufige Stadt entspricht. Der nicht im Gestern verharret, sondern seine eigene Geschichte weiterschreibt. Dafür braucht es nicht nur ein Bekenntnis zur Offenen Mitte, es braucht auch verlässliche Budgets und dauerhafte Strukturen aus Wohnungsbaugesellschaften, Anwohner*innen, ansässigen Unternehmen und Institutionen, Bezirk, Senat, freien Trägern und Zivilgesellschaft.

KATRIN LOMPSCHER ist Vorsitzende der Hermann-Henselmann-Stiftung und war von 2016 bis 2020 Senatorin für Stadtentwicklung und Wohnen. Sie hat an der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar studiert.

BREITE STRASSEN

KEINE LIEBE!?

MATTHIAS SCHINDLER

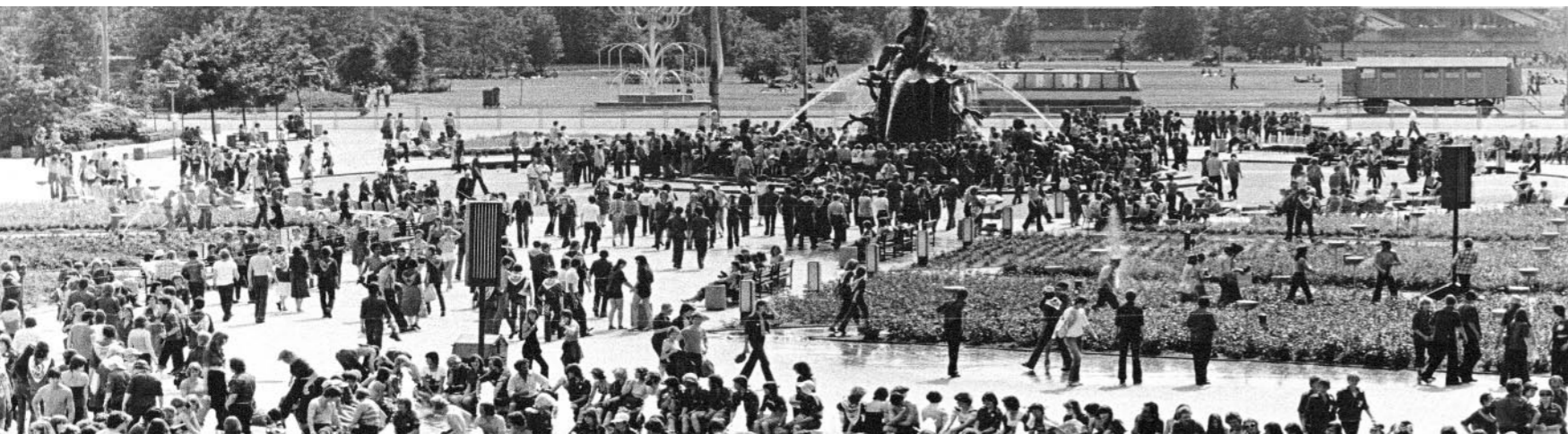
Nein, das wird keine Referenz an ein DEFA-Roadmovie mit Manfred Krug ähnlichen Titels («Weite Straßen, stille Liebe»), das seine Premiere im 30. Jahr der Gründung der DDR und damit ausgerechnet

im Umfeld der Fertigstellung des Bereiches zwischen Alexanderplatz, Breite-Straße, Spandauer Straße und Karl-Liebknecht-Straße im «Kino International» feierte. — Die Rede sein soll vielmehr von breiten Straßen und weiten Plätzen, den ihnen zugeordneten Funktionen und ihren ungewollten, unbotmäßigen Eroberungen in unruhigen Zeiten — Schon die Stadt der griechischen Antike kennt ihren zentralen Platz. Die Agora, jenen Platz, auf dem die Bürger der Stadt in politischen Versammlungen und Abstimmungen öffentlich ihre demokratischen Rechte ausüben konnten. Insofern befanden sich an seinen Rändern auch zentrale Bauten religiöser und weltlicher sowie kultureller Macht. Durchschnitten wurde die Agora durch eine große Straße, die gleichzeitig zentraler Verkehrsweg und temporärer Veranstaltungsort war. Wobei diese Demokratie sich auf grundbesitzende Männer reduzierte und damit den größeren Teil der städtischen Bewohner*innen ausschloss. — Mit dem feudalen Absolutismus und der Errichtung immer größerer und prachtvollerer Schlösser für die herrschenden Potentaten galten die Plätze vor diesen Bauten als Aufmarschgebiet für Huldigungen und schufen gleichzeitig Distanz zum Untertan. Eines seiner frühen, herausragenden Exemplare ist der Königliche Sitz des heiligen Laurentius von El Escorial, Kloster und Königspalast in einem. Auf einer Länge von 207 und Breite von 50 Metern lässt der hart gepflasterte Platz den Weg auf das Schloss zu einer Tortur für jeden Gerufenen und Unggerufenen und sich seiner Winzigkeit bewusst werden. Fast 100 Jahre später ist es in Frankreich der Sonnenkönig Ludwig XIV., der in Versailles seine eigene Schloss-Stadt schaffen ließ, auf deren Vorplatz drei breite, zentrale Straßen zuliefen. Es waren Fischweiber, die am 5. Oktober 1789 auf diesen Straßen von Paris kommend vor dem Portal lautstark ihre Forderungen artikulierten und schließlich am nächsten Tag unter Volkes Anteilnahme den XVI. Ludwig nach Paris abführten. — Angesichts dieser baulichen Entwicklungen war es nicht verwunderlich, dass sich auch das nach europäischer Macht strebende Preußen am Beginn des 18. Jahrhunderts nicht nur zum Königtum erhob, sondern auch seiner Hauptresidenz Berlin mit einem neuen Schloss eine Krone aufsetzte. Jenem Schloss, das bei alliierten Luftangriffen zum Ende des II. Weltkriegs weitgehend ausbrannte und 1950 auf Beschluss der DDR-Regierung abgerissen worden war. Jenem, dessen Wiedererrichtung unter Abbruch eines anderen Palastes das Bestreben nicht nur eines preußisch-rückwärtsgewandten Fördervereins, sondern großer Teile eines republikanischen Parlaments war. Der vor dem Schloss gelegene Platz – vormals Reiterturnieren vorbehalten – sollte auch hier in seiner Ausdehnung die Wirkung der Größenverhältnisse verstärken und gleichzeitig fernhalten. Allein hielt dies im März 1848 die Bür-

ger*innen Berlins nicht davon ab, ihre Forderungen nach Demokratisierung, Mitbestimmung und Begrenzung königlicher Macht gerade auf diesem Platz lautstark zur Geltung zu bringen. Es waren viele, die dorthin strömten. Mit jedem Dazugekommenen verstärkte sich die Macht der Masse und drängte sie in Richtung Schlossportal. So weit, dass die Furcht vor französischen Verhältnissen die Winzigen im großen Gebäude zu den Waffen greifen und – ob im Versehen oder gezielt – in die Menge schießen ließ. — Noch einmal waren das Schloss und sein «Vorplatz» Schauplatz revolutionärer Ereignisse. Am 9. November 1918 umringten erneut Massen das Gebäude. Nahezu zeitgleich wurden von hier die Republik (Scheidemann) und auf der dem Lustgarten zugewandten Seite die «freie sozialistische Republik Deutschland» (Liebknecht) ausgerufen. — In der Rückschau verwundert es dann doch, dass die ihren Bruch mit feudaler Tradition apostrophierende DDR in ihrem Konzept zur räumlichen Inszenierung sozialistischer Zentralität und für den Abriss eben eines seiner Symbole zunächst auf die zentrale Magistrale mit einem zentralen politisch konnotierten Hochhaus an seinem Endpunkt als Stadtkrone setzte. Erst die Aufgabe dieses Konzeptes in den 60er Jahren führte zu der Architektur, die heute das Gebiet zwischen Alexanderplatz und (heute wieder) Schlossplatz mit dem Fernsehturm als Stadtkrone prägt. Umgrenzt war dessen Areal, das auf keine privaten Eigentumsrechte an Grund und Boden Rücksicht nehmen musste, von Häusern der neuen Macht. Von großen Komplexen neuer Mietwohnungen, von deren Balkonen das Volk fortan auf das Treiben der neuen weiten Mitte schauen konnte. Ebenso wie auf der zur zentralen Magistrale von Osten her ausgebauten Karl-Marx-Allee. Frühe Bilder zeigen Massen, die sich den für sie neu geschaffenen Stadtraum freudig aneigneten. Allerdings auch diese Eroberung verlief bereits in den ersten Tagen zum 20. Geburtstag der DDR nicht ohne Eintrübungen, da Sicherheitskräfte die Regeln für die neuen Freiräume durchsetzten. — Anders dagegen im Sommer vor genau 50 Jahren, da bei den X. Weltfestspielen die – nach seinerzeitigen Worten – Jugend der Welt in (Ost-)Berlin zu Gast war. In diesen neun Tagen im Sommer 1973 bevölkerten mehrere Millionen die Flächen zwischen Alexanderplatz, Spandauer Straße und Marx-Engels-Platz (vorher und heute wieder Schlossplatz). — Allerdings waren die das Areal begrenzenden Straßen inzwischen Teil der auch im Osten zur autogerechten mutierten Stadt, deren Überwindung mehr als eine Ampelphase benötigte. Im II. Bauabschnitt der Karl-Marx-Allee konnte aus den Fenstern fortan jeweils zum 1. Mai und 7. Oktober die Führung des Landes bei der Abnahme einer Militärparade und Vergewisserung der Wehrhaftigkeit ihrer Macht beobachten. — Im Sommer 1987 war dann die

Karl-Liebknecht-Straße zum 750. Gründungsjahr Berlins Schauplatz eines Umzugs ganz anderer Art. Wagen an Wagen reihte sich. Führung und Hunderttausende «er-götzteten» sich an Darstellungen Berliner Geschichte, die auch vor freier Körperkultur nicht Halt machten. — Diese Karl-Liebknecht-Straße, in der sich am 7. Oktober 1989 – dem 40. Jahrestag der DDR – im Umfeld des «Festaktes» im Palast der Republik in den Abendstunden noch spontan eine Demonstration des Widerstands gegen die Führung formierte, der wenig später in den Straßen zwischen Mollstraße und Schönhauser Allee die Gewalt der Sicherheitskräfte ein Ende setzte, wurde am 4. November gemeinsam mit dem Alexanderplatz Sinnbild für das neue demokratische Selbstverständnis der DDR-Bürger*innen, das in dem Transparent «Wir sind das Volk» am Haus des Lehrers seinen konzentrierten Ausdruck fand. — Anders als die chinesische Führung am 4. Juni auf Pekings zentralem Tiananmen-Platz mussten die Mächtigen und ihre Sicherheitskräfte erkennen, dass diese Entwicklung nicht mit zum eigenen gesellschaftspolitischen Anspruch im Widerstreit stehender Gewalt aufgehalten werden kann. Im Gegenteil: diese «Rebellion» auf den Weiten des Zentrums ist ohne Sicherheitspartnerschaft zwischen Demonstranten und Polizei nicht erzählt. — Wäre das alles nicht passiert, wenn der Stadtgrundriss weiter durch «dumpe Gemäcker niedriger Häuser, Handwerks- und Gewerbesandens», den «Druck von Giebeln und Dächern», «Straßen quetschender Enge» und «Kirchen ehrwürdiger Nacht» geprägt gewesen wäre? Sicher nicht. — Es kommt nicht allein auf die Räume, sondern deren Aneignung an. Und diese wird von den gesellschaftspolitischen Vorstellungen der Aneignenden bestimmt.

MATTHIAS SCHINDLER wurde 1984 an der Hochschule für Ökonomie Berlin-Karlshorst promoviert und war u. a. von 2018 bis 2021 Geschäftsführer des Verlags der Tageszeitung «neues deutschland»



WAS VON DER SCHWARZ-ROTEN KOALITION FÜR DIE STADTENTWICKLUNG UND DIE BERLINER MITTE ZU ERWARTEN IST

Dass es überhaupt zu den Wahlen im Februar 2023 kommen musste, sagt viel über administrative Mängel und politische Kalkülhaftigkeit in Berlin aus. Das Ergebnis und die neue Koalition erscheinen da als gerechte Strafe. Aber es nützt ja nicht Galgenhumor allein, sich mit den neuen Realitäten auseinanderzusetzen und belastbare Zukunftskonzepte in die Debatte zu bringen, ist die erfolgversprechendere Strategie. In der kurzen Zeit bis zu den regulären Wahlen 2026 kann auf dem Feld der Stadtentwicklung ein möglicher Paradigmenwechsel kaum sichtbar gemacht werden. Aber Weichenstellungen können geändert werden, mit Folgen für die Zukunft.

Für diesen Ausgang der Wahl dürften auch enttäuschte Erwartungen gesorgt haben. Rot-Grün-Rot hatte beim Start 2016 große Pläne. Nur in Ansätzen ist jedoch ein Richtungswechsel gelungen. Partizipative und kooperative Stadtentwicklung sind auf den Weg gebracht, mit großen Anfangsschwierigkeiten und Anstrengungen. Mietendeckel und Vorkaufrecht wurden von Gerichten gestoppt. Die Verkehrswende erschöpft sich bislang in Pop-up-Radwegen. Zuletzt überwog der Eindruck, die Koalition kämpft mit sich selbst und die Chefin war schon auf der Suche nach neuen Konstellationen. — Die gibt es jetzt und mit ihr neue Töne. Der Volksentscheid zur Freihaltung des Tempelhofer Feldes wird wie zu erwarten in Frage gestellt. Ergebnisse der Stadtdebatte zur Berliner Mitte werden zumindest übergangen. Im Vordergrund stehen Quantität und Schnelligkeit des Wohnungsbaus, dessen soziale Ausrichtung, stadträumliche Qualität und Integration sowie die erforderliche Stärkung der beteiligten Behörden, öffentlichen und gemeinwohlorientierten Wohnungsbau-träger spielen eine untergeordnete Rolle. Um ein Gespür für Ernsthaftigkeit und Verbindlichkeit der Vereinbarung zu entwickeln, lohnt ein genauerer Blick auf die jeweilige Wortwahl. Anstreben, unterstützen, prüfen, auf etwas hinwirken, wollen und sollen signalisieren gute Absichten – vermutlich nur oder stärker einer Seite –, die sich in der politischen Praxis nur schwer werden realisieren lassen. Der Text behauptet so einen hehren inhaltlichen Anspruch, versprochen wird allerdings nichts. An etlichen Stellen wird auf notwendige Vorleistungen der Bundesebene verwiesen, eigene bundespolitische Initiativen werden jedoch nur sehr sparsam angekündigt. — Die Gliederung des aktuellen Vertrages – Bauen, Mieten und Wohnen, Stadtentwicklung, Stadtentwicklungsprojekte – zeigt eine deutliche Prioritätensetzung. Die (ambitionierten und schwerlich erreichbaren) Zielzahlen des Wohnungsbaus sind mit denen der alten Koalition identisch, allerdings mit einem wesentlichen Unterschied: Galt zuvor das Ziel, die Hälfte des Neubaus im gemeinwohlorientierten Sektor zu errichten, beschränkt sich die aktuelle Koalition auf einen Anteil von einem Viertel sozialer Wohnungsbau. Und diesen will sie mit einer 3. Fördersäule für mittlere Einkommen mit Einstiegsmieten von 11,50 € (so der aktuelle Vorschlag des Senats) versehen. — Die gesetzlichen und administrativen Vorhaben zur Beschleunigung des Wohnungsbaus sind umfassend und konkret beschrieben. Dass es Handlungsbedarf bei der Klärung des Verhältnis-

ses von Senat und Bezirken gibt, dass die Ressourcen der Bezirke gestärkt und Verwaltungsverfahren gestrafft werden müssen, ist allgemein unumstritten. Der konkrete Weg dahin allerdings nicht. Ob die angekündigten Maßnahmen tatsächlich alle das Licht der Welt erblicken werden – von der Einführung von Genehmigungsfiktionen, über die Vereinfachung des Baunebenrechts und von Verwaltungsabläufen, Fristverkürzungen und Reform des Denkmalschutzes –, wird erhebliche fachliche und politische Auseinandersetzungen hervorrufen und darf getrost bezweifelt werden. — Im Kapitel Mieten und Wohnen sucht die interessierte Leserin vergeblich nach eigenen oder neuen Ansätzen zur Bekämpfung der Preisspirale. Es wird entweder auf den Bund verwiesen oder an die Verantwortung aller Wohnungsunternehmen appelliert. Etliche Vorhaben von Rot-Grün-Rot zum Wohnraumschutz finden zwar noch Erwähnung, werden aber an bundespolitische Bedingungen geknüpft. Bei der Weiterentwicklung der Kooperationsvereinbarung mit den landeseigenen Wohnungsunternehmen und bei der Neuausrichtung der Wohnraumversorgung Berlin AöR ist kritische Begleitung angeraten, um Verschlechterungen für die Mieter*innen zu verhindern. Bei positivem Votum der Experten-Kommission wird – immerhin – ein Vergesellschaftungsrahmengesetz in Aussicht gestellt, das erst zwei Jahre nach seiner Verkündung in Kraft treten soll. Damit das Bundesverfassungsgericht oder der Bundestag genügend Zeit haben, es wieder zu kippen? — In der Bodenpolitik wird auch weiterhin der grundsätzliche Verzicht auf den Verkauf landeseigener Grundstücke postuliert, zugleich werden Ausnahmen – zunächst für gemeinwohlorientierte Genossenschaften – in Aussicht gestellt. Bürgerbeteiligung, kooperative Stadtentwicklungsprojekte, klimagerechtes Bauen – auch diese Schlagworte beinhaltet der Text. Wieviel sich davon in der Realität wiederfindet, wird maßgeblich von einer sich stärker zu Wort meldenden Stadtgesellschaft abhängen.

Zur Berliner Mitte sind die wenigen Aussagen klar und fast interessanter ist, was nicht drin steht. In den aktuellen Richtlinien der Regierungspolitik (nahezu wortgleich zur Koalitionsvereinbarung) steht Folgendes: »Die Berliner Mitte will der Senat umfassend weiterentwickeln. Im neuen Quartier am Molkenmarkt strebt der Senat die Errichtung von bezahlbarem Wohnraum, eine nachhaltige und gute Architektur, kleinteilige Strukturen und eine vielfältige Nutzung an. Dies wird der Senat mit den LWU und gemeinwohlorientierten Bauherren realisieren. Um die Aufenthaltsqualität zu verbessern und der sommerlichen Erwärmung entgegenzuwirken, wird die Umgebung des Humboldtforums mit Bäumen und qualitätsvollen Grünflächen aufgewertet. Mit dem Projekt Freitreppe soll der öffentliche Raum auf der Spreeinsel aufgewertet werden, am historischen Standort des Neptunbrunnens wird eine Brunnenanlage errichtet. — Der Senat will eine nachhaltige und klimagerechte Wiedererrichtung der Bauakademie, die zugleich die baukulturellen Werte von Karl Friedrich Schinkel verkörpert und zur historischen Umgebung Bezug nimmt. Die Wiedererrichtung der historischen Fassade der Bauakademie ist durch ein geeigne-

KATRIN LOMPSCHER

tes Verfahren sicherzustellen. Falls dies nicht durch eine entsprechende, mit dem Bund und der Stiftung Bauakademie abgestimmte, Ausgestaltung des Wettbewerbstextes für den Gestaltungswettbewerb gelingt, wird der Senat hierzu eine Gestaltungsverordnung erlassen.

Das aktuelle Erscheinungsbild der Friedrichstraße ist nicht akzeptabel. Es wird gemeinsam mit Anwohnerinnen und Anwohnern sowie mit Gewerbetreibenden ergebnisoffen an Lösungen für Verkehrsführung und Stadtraumgestaltung gearbeitet, die die Entwicklung der Berliner Mitte zwischen Alexanderplatz und Brandenburger Tor in den Blick nimmt, die Aufenthaltsqualität erhöht und einer modernen europäischen Metropole gerecht wird. Dafür wird der Senat einen städtebaulichen Masterplan entwickeln.« — Nachdem das Wettbewerbsverfahren für den Molkenmarkt auf sehr fragwürdige Weise vom Senat beendet worden ist, arbeitet er nun hinter verschlossenen Türen an einem Masterplan und einer Charta, die seinen Intentionen entspricht. Jury, Teilnehmende, das Parlament und die Öffentlichkeit mögen sich doch bitte gedulden. Bitte nicht, denn hier werden mühsam erreichte Fortschritte in der Berliner Baukultur ruiniert. Und zudem erhält die Befürchtung von Kungelei und Traditionalismus weitere Nahrung. — Den Freiraum um das Humboldtforum klimagerechter zu gestalten, trifft dagegen sicher auf mehrheitliche Zustimmung. Dass vom Projekt Flussbad immerhin die Freitreppe realisiert wird, eröffnet Möglichkeiten für die Zukunft. Dass der historische Standort des Neptunbrunnens mit einer Brunnenanlage bedacht werden soll, heißt im Kern, dass der heutige Standort nicht in Frage gestellt wird. Gut so. — Die Haltung zur Bauakademie kann weder überraschen noch überzeugen. Das ist mittlerweile – Berlin hatte nicht die Kraft und das Geld für eine Realisierung in eigener Regie – ein nationales Projekt mit internationalem Anspruch. Eine derart offene Obstruktion eines noch nicht begonnenen Wettbewerbes wirft ein sehr schlechtes Licht auf den baukulturellen Anspruch dieses Senats. — Aus dem gescheiterten Versuch einer Fußgängerzone in der Friedrichstraße wird die Notwendigkeit eines städtebaulichen Rahmenplans zur Verkehrsführung und Stadtraumgestaltung für den Bereich zwischen Alexanderplatz und Brandenburger Tor abgeleitet. In welchem Verhältnis das zu dem jüngst ausgeschriebenem integrierten Stadtentwicklungskonzept für die Berliner Mitte stehen wird, bleibt offen. Räumliche Überschneidungen und inhaltliche Differenzen werden Kontroversen auslösen, die in einer transparenten und lösungsorientierten öffentlichen Debatte zu erörtern sein werden.

Dass der große Freiraum nach den Wettbewerbsergebnissen von 2021 umgestaltet wird und ein erster Bauabschnitt im nächsten Jahr starten soll, steht nicht in der Vereinbarung, wird seitens der Verantwortlichen aber auch nicht in Frage gestellt. Der Staat schulde Planungssicherheit, sagte die alte und neue Senatsbaudirektorin noch im Herbst letzten Jahres in einer öffentlichen Veranstaltung. Die kritische Öffentlichkeit tut gut daran, ihm hier und generell auf die Finger zu schauen.

HERMANN HENSELMANN STIFTUNG INTERN — PROJEKTE · PUBLIKATIONEN · VERANSTALTUNGEN

VERABSCHIEDUNG VON DR. THOMAS FLIERL BEIM JAHRESEMPFANG IM FEBRUAR 2023



Die Hermann-Henselmann-Stiftung befördert seit 2006 die Auseinandersetzung mit Fragen von Architektur, Städtebau und sozialer Stadtentwicklung. Vorstandsvorsitzender war bis Ende 2022 der Kulturwissenschaftler, Bauhistoriker, Autor und ehemalige Kultursenator von Berlin (2002 bis 2006), Dr. Thomas Flierl. Im Januar 2023 übernahm Katrin Lompscher, u.a. von 2016 bis 2020 Senatorin für Stadtentwicklung und Wohnen in Berlin und davor seit 2012 mit Unterbrechungen Mitglied des Vorstands, den Vorsitz. Außerdem im Vorstand: Florentine Anders, Journalistin und Vertreterin der Stifterfamilie, sowie Stefan Thimmel, Referent für Wohnungs- und Stadtpolitik der Rosa-Luxemburg-Stiftung und Vertreter des Treuhänders. Anspruch der HHS war und ist, zu aktuellen Problemen und Vorhaben der Berliner Stadtentwicklung Denkanstöße zu geben und Vorschläge zu machen. Die kritische Begleitung der Planungen für die Berliner Mitte, die Initiierung und Unterstützung des Antrages auf den Welt-erbestatus für die wichtigsten Ensembles der Nachkriegsmoderne in Berlin sowie die Reihe «100 Jahre Groß-Berlin» sind Beleg dafür. Das wäre ohne das Engagement und die Expertise des langjährigen Vorsitzenden Dr. Thomas Flierl nicht möglich gewesen. Daran anzuknüpfen ist eine große Herausforderung. Danke nochmal und wir bleiben in Verbindung! [HTTPS://BIT.LY/3Q75HX7](https://bit.ly/3Q75HX7)

NEUE WEGE

Jahresempfang, Journale, Publikationen, thematische Veranstaltungen und jährliches Kolloquium bestimmen das Profil der Hermann-Henselmann-Stiftung auch künftig. Daneben erproben wir neue informelle Formate, um den fachlichen Austausch zu fördern. Mit **TICKET B – ARCHITEKTUR ERLEBEN** ist im Mai 2023 der «Salon im Turm» gestartet, der mit geladenen Gästen Raum für Debatten zu bestimmten Aspekten der Berliner Architektur und Stadtentwicklung eröffnet. Ein Stammtisch mit Stadtplaner*innen in Berliner Behörden gibt den Teilnehmer*innen die Möglichkeit, sich über ihre berufliche Praxis auszutauschen.

PUBLIKATIONEN

H#8 – JOURNAL · OST-WEST-OST

Zum Kolloquium 2022 der HHS im Oktober 2022 erschien die 8. Ausgabe des Henselmann-Journals. Gegenstand des Kolloquiums und auch des Journals war anlässlich der zeitgleich stattfindenden Begutachtung des Berliner Welterbe-Antrags durch die zuständige Fachkommission erneut die Berliner Nachkriegsmoderne. Es ging um vertiefte Betrachtungen, aktuelle Studien und neue Erkenntnisse zum besonderen kulturhistorischen Wert der drei Ensembles. Am Ort der Auftaktveranstaltung vor dem «Kino International» wurde der im Journal enthaltene Fotoessay zu zwei deutschen Bildungsarchitekturen – «Jugendhochschule Bodensee» und «Studentendorf Schlachtensee» – in den Vitrinen präsentiert. — Bei Interesse finden Sie das Journal als PDF hier **H#8 JOURNAL – OST-WEST-OST | KMA 1+2 / INTERBAU 1957** [HTTPS://BIT.LY/3Q75HX7](https://bit.ly/3Q75HX7)



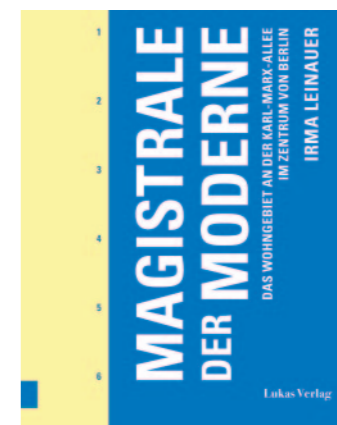
BUCHREIHE GEGENSTAND UND RAUM

NF-2 · MAGISTRALE DER MODERNE · IRMA LEINAUER

Mit einem Kraftakt der Autorin Irma Leinauer, des Redakteurs und Herausgebers der Reihe Thomas Flierl und des Gestalters Dieter Feseke ist es gelungen, dieses langwierige Projekt erfolgreich abzuschließen und eine wichtige Forschungslücke zur Entstehungsgeschichte der Karl-Marx-Allee zu schließen. In ihrer fundamentalen Arbeit analysiert Irma Leinauer die Planungs- und Baugeschichte des 2. Bauabschnitts der Karl-Marx-Allee (1959 bis 1964). Anschaulich und gründlich untersucht sie die Herausbildung der städtebaulichen Ideen und die Entwicklung der Bautypen dieses klassischen Ensembles der DDR-Moderne. Die HHS hat mit ihren bescheidenen Möglichkeiten die Herausgabe des Werkes übernommen, nachdem andere Institutionen sich außerstande sahen, die umfangreiche text- und bildredaktionelle Arbeit zu leisten. Erschienen ist das Buch im Lukas-Verlag, eine Buchpremiere ist vorgesehen. [HTTPS://BIT.LY/3Q75HX7](https://bit.ly/3Q75HX7)

NF-3 · DER ARCHITEXTUREXPOR DER DDR

Der von Andreas Butter und Thomas Flierl herausgegebene Band eröffnet überraschende Einblicke in ein weitgehend unbekanntes Kapitel der DDR-Baugeschichte. Er enthält Aufsätze verschiedener Autor*innen zu zahlreichen Auslandsprojekten der Bauwirtschaft der DDR von den 50er bis in die 80er Jahre. Der Bogen reicht von Industriebauprojekten in China über Großprojekte des Wohnungs- und Städtebaus in Nordkorea, Vietnam, Kuba, Äthiopien und Mosambik bis zu Sonderbauten wie das ikonische Planetarium von Tripolis in Libyen. Zudem wird der in den 80er Jahren bestehende Ausbildungs- und Forschungsbereich «Tropenbau» der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar vorgestellt. Den Abschluss bilden die Entwürfe für den nie realisierten DDR Pavillon zur EXPO 1992 in Sevilla. Erschienen ist das Buch erneut im Lukas-Verlag, die Buchpremiere im April 2023 fand ein breites Echo. [HTTPS://BIT.LY/3Q75HX7](https://bit.ly/3Q75HX7)



AUSBLICK

KOLLOQUIUM · 2023 URBANE TRANSFORMATIONEN NEUE REIHE

Die Fragen nach dem sozialen Zusammenhalt der Stadt, dem klimagerechten Umbau und der Stärkung ihrer Widerstandskraft gegen Folgen des Klimawandels gewinnen immer mehr an Bedeutung und Dringlichkeit. Die Notwendigkeit der sozial-ökologischen Transformation der Gesellschaft und unserer Lebensweise insgesamt bleiben nicht ohne Auswirkungen auf die geplante und gebaute Lebenswelt. Dem stellt sich die Stiftung mit ihrer neuen Reihe «Urbane Transformationen». Die 20er Jahre, in denen wir heute leben, sind der Zeitraum, in dem wichtige Weichen für eine gerechte Zukunft gestellt werden müssen. Blicken wir zurück auf diese Zeit im 20. Jahrhundert, stellen wir fest, dass diese geprägt waren von großen Reformideen und gesellschaftlichem Aufbruch. Und wir wissen um deren Scheitern mit schrecklichen Folgen. Die Geschichte zu befragen, aus den Antworten Anregungen für die Zukunft des Wohnens und einer grüne(re)n Stadt zu gewinnen, wird Gegenstand des diesjährigen Kolloquiums am 18. November sein.

ZU GUTER LETZT

Die Hermann-Henselmann-Stiftung wird ehrenamtlich getragen und verfügt dank ihrer Treuhänderin über ein bescheidenes Budget. Die großen inhaltlichen Fragen gilt es mit begrenzten Ressourcen zu bearbeiten. Wir freuen uns daher über weitere Unterstützung und auch über Spenden. Besuchen Sie gerne unsere Website, dort können Sie sich vertiefend informieren und bei Interesse engagieren. [HTTPS://BIT.LY/3DNH21N](https://bit.ly/3DNH21N)